

BERGISCHES FREILICHT *BLICK* MUSEUM



Als die Nahrung noch aus dem Garten kam . . .

Remshagen - Ort auf der Grenze

"Knulls" - eine bergische Kartoffelspezialität

Heft **5**

FREILICHTBLICK

- eine Zeitschrift, die ...

- * regelmäßig über die Entwicklungen im BERGISCHEN FREILICHTMUSEUM LINDLAR berichtet
- * Arbeit und Alltagsleben der bäuerlich-handwerklichen Kultur schildert
- * den ökologischen Schwerpunkt des Museums „beleuchtet“
- * die Mitarbeiter vorstellt
- * auf Veranstaltungen des Fördervereins hinweist und einlädt
- * Beiträge zur Geschichte der Region liefert
- * Rezepte aus dem Bergischen vorstellt
- * mundartliche Beiträge gerne annimmt
- * Leserbriefe und -beiträge veröffentlicht

Heft 5
Juni 1993

herausgegeben vom
VEREIN DER FREUNDE UND
FÖRDERER DES BERGISCHEN
FREILICHTMUSEUMS LINDLAR,
Borromäusstr. 1, 5253 Lindlar 1

IMPRESSUM

Redaktion: Martin Becker (BE),
Robert Wagner (WA)
Dieter Wenig (WE)

Bildredaktion: Monika Vater (MV)

Weitere Mitarbeiter dieser Ausgabe:
Alfred Bartl, Jürgen Dreiner (JD),
Karlheinz Flinspach,
Marianne Frielingsdorf, Dr. Bruno P. Kremer,
Dr. Wulf Nagel, Andrea Peping, Dieter Schäfer,
Dr. Friedrich Schöbel, Silvia Siebenmorgen,
Brigitte Trilling-Migielski, Falke Wendebourg

Titelfoto: Blick auf den Garten des
Bandweberhauses aus Wuppertal-Ronsdorf,
im Hintergrund die Scheune aus
Much-Reinshagen (Hans Haas)

ViSdP
Robert Wagner

Druck: Druckerei Braun, Lindlar

Umschlag: 100% Altpapier · Einlage: chlorfreies Papier

INHALT

... nach Redaktionsschluß:	
- Führungsdienst im Entstehen	
- In der Küche von Schloß Homburg	4
ALS DIE NAHRUNG NOCH AUS DEM GARTEN KAM	5
Bäuerliche Gärten als Kulturdenkmäler	6
Gärten im Lauf der Zeit	15
Ein Gang durch den Garten des Bandweberhauses aus Wuppertal-Ronsdorf	16
Ein Blech als Gemüsegarten	20
„Gartenarbeit ist gesund“	22
Obstwiesen im Bergischen Land - vom Aussterben bedroht	23
Als die Nahrung auch noch aus dem Baumhof kam	25
Das Porträt: Mit grüner Schürze und Gießkanne?	
Gärtnermeister Manfred Steffens	27
Kräuter zum Heilen und Würzen	29
Die unverpackten Lebensmittel	32
Schädlinge und Nützlinge im Garten	34
Der Naturpark Bergisches Land	
Die Biologische Station Oberberg	40
Remshagen - Ort auf der Grenze	42
FERN-BLICK ... das Ecomusee d'Alsace	53
.... (Rezept) ...	54
Rückblick	55
Im Blickpunkt	56
Unsere Autoren	58
Errata	59

... nach Redaktionsschluß ...

Treffen des Arbeitskreises „Führungsdienst“

Am 21.4.93 wurden die Mitglieder des Arbeitskreises mit einer Führung durch das Museumsgelände - hier vor dem Bandweberhaus Ronsdorf - in ihr zukünftiges Aufgabengebiet eingeführt.



Besuch im Schloß Homburg am 23. April 93



Unter der sachkundigen Führung von Birgit Fuchs registrierten einige Lindlarer zum 1. Mal, welche Schätze aus dem Bergischen Land im Schloß zusammengetragen wurden. Die Überraschung des Abends: Bei „Kurzweyl-Musik“ gab es ein gemeinsames Abendessen in der Burgküche

Als die Nahrung noch aus dem Garten kam ...

Mit dieser Thematik berührt der FREILICHTBLICK den ureigensten Aufgabenbereich des Bergischen Freilichtmuseums: Fragen nach dem Leben und Wirtschaften in früherer Zeit zu stellen, deren Antworten zu bewerten und Ergebnisse zu veranschaulichen.

So gewinnt zum Beispiel der Bauerngarten nicht nur für die Versorgung der Familie besondere Bedeutung, sondern auch als ein Träger ländlicher Lebensweise und Kultur. Kritische Aspekte ergeben sich vor dem Hintergrund pflegeleichter Rasenflächen in der Wohnkultur unserer Tage. Mit dem eigenen Haus- oder Feldgarten konnte dem Mangel an Lebensmitteln begegnet werden. Ja, sie konnten sogar das Überleben der Familie sichern. In einer Zeit, in der fast alles und fast zu jeder Tageszeit im Supermarkt erhältlich ist, kann die innige Verbindung der Familie zum Hausgarten nur schwerlich nachvollzogen werden. Früchte und Gemüse waren nicht nur während der Ernte für die Ernährung wichtig, sondern ganz besonders außerhalb der Ernte durch sachgemäße Lagerung und Konservierung auf das Jahr zu verteilen.

Auch die Kenntnisse, welche Obstsorten für den regionalen Anbau besonders geeignet waren und wie sich die Früchte aufgrund ihrer besonderen Eigenschaften für diese oder jene Art der Zubereitung und Konservierung eigneten, sind im Zeitalter der Gefriertruhe und Dauerkonserve längst verblaßt.

Doch zeigt andererseits das große Interesse, mit der die Veredelung von Obstbäumen mit altbekannten und -bewährten Sorten vom Publikum verfolgt wurde, daß hier auch ein enormer Wissensdurst zu befriedigen ist. Hierdurch werden Ressourcen geschaffen, die letztendlich der Bevölkerung zu Gute kommen, wodurch auch ein Anstoß

für den Erhalt immer mehr schwindender Baumgärten gegeben werden kann.

Auch die Frage, wie und mit welchen Hilfsmitteln ein historisch gewachsener Garten im Museum präsentiert werden kann, wird am Beispiel des Hausgartens des Bandwebershauses aus Ronsdorf ausführlich erläutert.

Nicht zuletzt wird aufgezeigt, welchen Einfluß der Anbau im eigenen Garten auf die Entstehung von Verpackungsmüll hat. In einer Zeit wachsender Müllprobleme und steigender Entsorgungskosten ein Thema, das nicht nur für das Bergische Freilichtmuseum von brennendem Interesse ist.

An den verschiedenen Beispielen wird deutlich, wie sehr sich die Veränderung von Nahrungs- und Lebensgewohnheiten auch auf unsere unmittelbare Umwelt auswirkt, indem Gärten und Baumwiesen mangels Nutzung verschwinden - und mit ihnen auch lange tradiertes Wissen. Dieses nicht untergehen zu lassen, sondern zu bewahren, ist unsere gemeinsame Aufgabe.

Noch ein Wort zum vorliegenden Heft 5 des FREILICHTBLICKS: Wie Sie beim Durchblättern sicherlich schon bemerkt haben, ist erstmalig dem „bunten“ Thema Garten mit einer ganzen Reihe von farbigen Abbildungen Rechnung getragen worden. Sie, liebe Leserinnen und Leser, können durch die Werbung neuer Vereinsmitglieder oder auch durch direkte Unterstützung des FREILICHTBLICKS als Sponsor den Umfang und die Gestaltung der kommenden Ausgaben finanzieren helfen und damit auch das Bergische Freilichtmuseum wirkungsvoll in der Öffentlichkeit darstellen. Bitte wenden Sie sich an die Redaktion wenn Sie Mittel oder Anregungen für unseren FREILICHTBLICK einzubringen haben.

Dr. Ernst Zinn

Bäuerliche Gärten als Kulturdenkmäler

In allen Lebensbereichen haben Technisierung und Rationalisierung in den vergangenen Jahrzehnten zu tiefgreifenden Veränderungen geführt. Diese Entwicklung hat zweifellos ihre positive Seite: Unsere Lebensbedingungen haben sich in vieler Hinsicht verbessert und vereinfacht. Das Leben hat manche Bereicherung erfahren, die schon fast zum unentbehrlichen Bestandteil des Alltags geworden ist. Andererseits ist die Umgestaltung aber auch nicht von Fehlentwicklungen und Problemen frei geblieben. Der zivilisatorische Fortschritt in der zersiedelten Landschaft belastet die Lebensgrundlagen. Er vergiftet Boden, Wasser und Luft. In Verdichtungscentren und Ballungsräumen ist die Natur weitgehend ausgeräumt. Und überhaupt ist unser täglicher Lebensablauf ebenso wie unser Erlebnis- und Aktionsraum weithin von fast genormter Gleichförmigkeit gekennzeichnet.

Die veränderten Lebensbedingungen sind auch überall im ländlichen Raum sichtbar. Allenthalben beobachtet man hier eine Tendenz zur Verbreitung städtischer Lebensweise, die naturgemäß einen raschen Verlust an bäuerlichen Traditionen mit sich bringt. Verschiedenes, nach modernen Empfindungen nicht mehr zeitgemäßes Kulturgut ist von solchen Entwicklungen und Umgestaltungen ebenso betroffen wie die natürliche Umwelt selbst. Ländliches Brauchtum, wenngleich es hier und da noch (oder schon wieder?) gepflegt wird, ist oft nur in Ansätzen oder Resten vorhanden. Vor allem aber ist das Sachgut als Zeugnis bäuerlicher Lebens- und Wirtschaftsweise von substantiellen Verlusten gekennzeichnet. Ein vielfach vernachlässigter Bereich ländlicher Tradition sind die bäuerlichen Gärten an Haus und Hof. In besonderem Maße spiegeln sie die

Lebensbedingungen vergangener Jahrzehnte und Jahrhunderte wider und lassen zudem vielerlei kulturgeschichtliche Zusammenhänge aufspüren, die das Verhältnis des wirtschaftenden Menschen im nutzenden Umgang mit der Natur aufzeigen.

Im Dorf, das eingebettet von Baum- und Obstwiesen im bewirtschafteten Acker- und Grünland liegt, prägen vor allem die Gärten das Erscheinungsbild des Siedlungsraums. Umzäunte, abwechslungsreich gestaltete und fast immer sehr bunte oder artenreiche Hausgärten sind neben kleineren und größeren Gehölzgruppen ungemein belebende Gestaltungselemente des Dorfes. Mit dem Einzug modernerer Architektur oder dem Durchbruch breiter Verkehrsfluchten in die ursprünglich geschlossene, von Stil und gewachsener Eigenart gekennzeichnete Bebauung hat sich das Bild stark verändert. Der Kranz der Obstwiesen ist gewöhnlich neu ausgewiesenen Bebauungsflächen gewichen. An den Neubauten werden einheitliche, ziemlich gesichtslose Hausgärten mit kahlgeschorenen Rasenflächen, Pflanzkübeln und Paraden von Zwergkoniferen angelegt, wie man sie in den städtischen Neubaugebieten in fast identischem Zuschnitt antrifft. Mit der Erneuerung der Bauernhöfe und der Spezialisierung der Wirtschaftsweise auf nur wenige Erzeugnisse blieb für überlieferte Gartenformen offenbar nur noch wenig Raum. Bäuerliche Gärten mit ihrer reichen Bestückung und einer vielgestaltigen Artenfülle, die mit Haus und Hof noch zu einer optischen Einheit verschmelzen konnte, sind daher weitgehend Einzelerscheinungen. Für das Rheinland unter Einschluß der gesamten Mittelgebirgsregion liegen (im Unterschied zu anderen Teilräumen etwa in Franken oder im Alpenraum) keine aktuellen Be-

stands-aufnahmen vor. Die im rheinischen und westfälischen Raum punktuell durchgeführte Dorfinventarisierung hat sich ausschließlich auf die Erfassung des Baubestandes und der Siedlungsmuster beschränkt. Erst in jüngerer Zeit ist das Dorf sozusagen als Lebensraumgefüge entdeckt worden, in dem ein kleinmaßstäblich durchstrukturiertes Biotopnetz die Grundlage für ökologische Vielfalt und Artenreichtum sein kann. Darin kommt den Gärten ein besonderer Stellenwert zu. Im alten Dorf, in dem es noch erhaltungswürdige, wertvolle Baudenkmäler (etwa Fachwerkhäuser oder vergleichbare historische Substanz) gibt, haben die bäuerlichen Gärten noch eine weitere Funktion: Sie bilden den gestalterischen Rahmen, der das einzelne Objekt in seine Umgebung einbettet und den gewachsenen Funktionszusammenhang betont. Für Baugruppen, deren Umgebung ein echtes Umfeld darstellt, kennt die Denkmalpflege den Begriff des Ensembles. Dörfliche Ensembles sind nur dann von besonderem denkmalpflegerischen Interesse, wenn sie tatsächlich ihre traditionelle Begrünung mit Gärten und Baumgruppen bewahren konnten. Insofern stehen gerade die bäuerlichen Gärten im besonderen Blickwinkel von Naturschutz, Gartenkunst und Denkmalpflege. Bauergärten sind jedoch auch Gegenstand volkskundlicher Forschung und Dokumentation, denn sie stehen in enger Verbindung zum regionalen Brauchtum.

Ein Blick in die Geschichte

Die Anfänge der Gärten reichen in die Zeit zurück, in der die Menschen allmählich von der jagend-sammelnden zur wirtschaftenden Lebensweise übergangen und sesshaft wurden. Samenfunde oder andere pflanzliche Reste aus jungsteinzeitlichen und bronzezeitlichen Siedlungen lassen ein ungefähres Bild des frühen hausnahen Umlandes entstehen, das vielleicht schon mit einem einfachen Flechtzaun oder dornigem Buschwerk gesichert war. Die Verwendung von einigen Hülsenfrüchten (Saubohne, Erbse,

Linse), dazu aber auch von Möhren, Kohlarten und Stein- bzw. Kernobst ist aus dem Fundgut nachgewiesen. Über Einzelheiten aus der Geschichte der Kulturpflanzen und ihrer Begleitarten sind wir gerade aus dem Rheinland recht eingehend informiert, da hier wegen der großflächigen Gelände-nutzung besonders viele vor- und frühgeschichtliche Fundplätze mit auswertbarer pflanzlicher Hinterlassenschaft bekanntgeworden sind. Seit frühester Zeit ziert der Schwarze Holunder (*Sambucus nigra*) die bäuerlichen Anwesen. Er war der germanischen Erdgötting Holla geweiht und sollte gegen Unwetter, Dämonen und Krankheiten schützen. Auch damals wird man seine Steinfrüchte als Wildobst oder Blüten und Rinde als Heilmittel verwendet haben.

Eine der frühesten schriftlichen Quellen ist das berühmte *Capitulare de villis*, eine Domänenverordnung Karls des Großen aus dem Jahre 812. Diese Zusammenstellung regelt erstmals Art und Umfang des Anbaus nützlicher Pflanzen und darf daher als erstes deutsches Gartenbuch gelten. Im 70. Kapitel nennt die Landgüterverordnung bereits 73 Gartenpflanzen und 16 Bäume mit verwertbaren Früchten, die in den karolingischen Gütern gepflanzt werden sollen. Manche der erwähnten Arten sind in heutigen Gärten nicht mehr zu finden. Andere bilden jedoch bis heute überall in Europa den Grundstock der Gartenpflanzen. Daher findet sich in klimatisch vergleichbaren Regionen ungefähr die gleiche Stammasstattung an Nutzpflanzen.

Autor des karolingischen *Capitulare* war vermutlich ein Benediktinermönch, ebenso wie der Reichenauer Abt Walahfried (808 - 849), der um 827 ein botanisches Lehrgedicht in 44 Versen schrieb und darin die 23 besonderen Pflanzen seines Gärtchens besang. Diese Tatsache verweist auf einen kulturhistorisch bemerkenswerten Umstand: Gartenbau war in frühmittelalterlicher Zeit vor allem eine Sache der Klöster. Aus dem Jahre 820 ist ein sehr exakter Gartenplan des

Klosters St. Gallen überliefert. Gerade im klösterlichen Bereich wurde das Wissen um die Eigenschaften einheimischer und fremdländischer Pflanzen gepflegt und vermehrt. In den Schriften der Hildegard von Bingen (1098 - 1179), Äbtissin des Klosters auf dem Rupertsberg bei Bingen, kann man bereits viele interessante Beobachtungen und Erfahrungen im Umgang mit Pflanzen nachlesen. Zwischen 1150 und 1160 verfaßte sie ein Buch über Heilpflanzen, das überwiegend einheimische Heil- und Nutzpflanzen (etwa 300 Arten) beschreibt. Es ist übrigens auch ein wichtiges sprachliches Dokument, da die Pflanzennamen nicht mehr nur lateinisch, sondern mit den damals im Rheingau üblichen regionalen Bezeichnungen wiedergegeben werden. Der Dominikanermönch Albertus Magnus (1195 - 1280) hinterließ aus seiner Kölner Zeit sogar ein siebenbändiges Werk über die praktische Pflanzenkunde mit Beschreibungen von 360 Arten.

Die klösterliche Gartenkultur strahlte natürlich auf ihr weltliches Umfeld aus. Das Mönchtum war daher unter anderem auch der Lehrer der Bauern. Über die Klostergärten oder auf dem Umweg über die Burggärten, die ebenfalls in der theoretischen und sachlichen Tradition klösterlicher Gartenanlagen stehen, wurde der Bauerngarten bestückt und bereichert. Zu keiner Zeit ihrer langen Geschichte waren bäuerliche Gärten fertig oder in ihrem Artenbestand abgerundet und unveränderlich. Für jeden Zeitschnitt lassen sich daher auch Artengruppen angeben, die jeweils neu und bereitwillig übernommen wurden. Besonders eindrucksvoll ist der Schub im Arteninventar, der sich mit dem Beginn der Neuzeit vollzogen hat.

Kennzeichen des bäuerlichen Gartens

Ein oberflächlicher Blick über den Zaun zeigt den bäuerlichen Garten in seiner Pflanzenfülle als ein buntes, scheinbar zufälliges und ungeordnetes Durcheinander. Die genauere Betrachtung bringt jedoch Gewißheit darüber, daß er als Ganzes eine wohl über-

legte, seit Jahrhunderten funktionierende Anlage darstellt, sozusagen eine aus der Erfahrung heraus entwickelte vollendete Mischkultur, die der ökologisch orientierte Garten- und Landbau erst in unseren Tagen wiederentdeckt hat.

Im Unterschied zu Feldern waren Gärten an Haus und Hof stets eingezäunt. Das Wort ‚tuin‘, sprachlich verwandt mit Zaun, ist im Niederländischen der heute noch gängige Begriff für Garten. Anfangs wurden natürlich Naturmaterialien, vor allem Holz, für die Umfriedung verwendet. Hinsichtlich der Zauntypen gab es offenbar größere regionale Unterschiede. Im Rheinland wird vermutlich ein Zaun aus Stöcken oder Pfählen, die durch biegsame Haselgerten oder Weidenruten verbunden waren, verwendet worden sein. Später war der Zaun aus einfachen oder auch verzierten Holzlatten üblich, wie man ihn zum Teil heute noch im Bergischen Land oder im Tiefland vorfindet.

Aus den klösterlichen Gärten hat der Bauerngarten häufig das Wegkreuz übernommen, das in der Gestalt zweier gerader Achsen die vorhandene Fläche in vier ungefähr gleich große Beete aufteilte. Nach dem Glauben des Mittelalters schützte ein Wegkreuz vor dem Eindringen und Zugriff von Hexen, die sonst womöglich allerlei Schäden angerichtet hätten. Im Schnittpunkt des Wegkreuzes befand sich ein kleiner Brunnen oder eine andere Vorrichtung zur Wasserversorgung des Gartens. Die strenge geometrische Aufteilung der Pflanzfläche mit einem Wegkreuz muß jedoch nicht in jedem Bauerngarten vorhanden gewesen sein. Aus den noch auffindbaren Anlagen, die über die Generationen hinweg in ihrer Beeteinteilung ziemlich unverändert überliefert wurden, ist zu entnehmen, daß sich die Anlage der Beete und Pflanzstreifen in erster Linie an der vorgegebenen topographischen Situation ausrichtete. Die Lage zum Haus und zur vorherrschenden Sonneneinstrahlung sind dabei eher strukturierende Gesichtspunkte gewesen als ein starrer Plan, der noch am einfachsten auf einer großen, ebenen Fläche um-

zusetzen war. In dieser Hinsicht ähnelten viele Bauerngärten sicherlich mehr den Burggärten, die sich zum Teil auf bescheidene Pflanzstücke innerhalb der Verteidigungsanlagen zu beschränken hatten. Einen verbindlichen, typhaften Grundriß für den bäuerlichen Garten wird man daher vergebens suchen.

Regelmäßige Formen in der Anordnung der Pflanzflächen, die je nach örtlicher Vorgabe verschieden zu orientieren waren, sind eine vom Grundriß eigentlich losgelöste Erscheinung. Zur Betonung der quadratischen oder rechteckigen, eventuell auch gerundeten Beetformen und zur Abgrenzung gegen das Wegesystem wurden häufig niedrigwüchsige Buchshecken angepflanzt, die durch regelmäßigen Schnitt jahrzehntelang auf Wuchshöhen im Dezimeterbereich gehalten werden können. Buchs (*Buxus sempervirens*) ist von Natur aus eher eine wärmeliebende Pflanze, die ihre nördlichsten natürlichen Standorte in Mitteleuropa im unteren

Moseltal findet. Als Windschutz konnte eine Buchshecke an windseitigen Flanken auch einmal höher aufwachsen oder dort durch Eibe, Rotbuche, Heister oder Weißdorn ergänzt werden.

Sträucher oder gar größere Bäume waren sonst im bäuerlichen Garten von durchaus untergeordneter Bedeutung, weil sie durch Beschattung die oft ohnehin nicht sehr ausgedehnten Anlagen für viele andere Pflanzen ungeeignet hätten werden lassen. So sind formale Kriterien für die Kennzeichnung eines Bauergartens insgesamt weniger von Belang, als allgemein angenommen wird. Viel wichtiger für sein Verständnis als Institution und als Kulturdenkmal sind dagegen die Pflanzen, die gezielt angebaut und gezogen wurden. Hierbei tritt ein besonders unverwechselbares Kennzeichen klar zutage, nämlich die geradezu unglaubliche Artenvielfalt, die von kaum einem anderen Gartentyp erreicht wird.

Der alte Bauerngarten zeichnet sich durch eine Vielfalt an Farben und Formen aus. (Foto: Kremer)



Das lebende Inventar

Neben der Feldbestellung, der Viehzucht und der Waldnutzung war der Gartenbau die vierte wichtige Stütze der bäuerlichen Selbstversorgung. Bauerngärten waren daher von Anfang an eine unverzichtbare Einrichtung zur Deckung des lebensnotwendigen Eigenbedarfs an Pflanzen oder Pflanzenprodukten, die in früherer Zeit nicht einfach käuflich zu erwerben oder anderweitig zu beschaffen waren. In ihrem essentiellen Beitrag zur ländlichen Selbstversorgung unterscheiden sich bäuerliche Gärten von moderneren Gärten an Haus und Hof, die weniger als Einrichtungen zur Pflanzenproduktion, sondern mehr als grüner Lebensraum verstanden werden.

Der Bauerngarten hatte also zunächst die Versorgung mit Gemüse sicherzustellen, soweit diese nicht ohnehin im Feldbau gezogen wurden. Neben Gemüse als pflanzlichen Lebensmitteln ist aber auch eine größere Anzahl von Kräutern fester Bestandteil im Hausgarten, darunter Gewürz- und Aromapflanzen ebenso wie verschiedene Arten, die als technische Nutzpflanzen im weitesten Sinne zu verstehen sind. Schließlich gehört aber auch eine Anzahl Blumen und anderer Zierpflanzen zum Bild bäuerlicher Gärten und damit eine Artenauswahl, die für dekorative Zwecke im häuslichen oder kirchlichen Bereich immer zur Verfügung stehen sollten. Trotz ihrer tragenden Funktion in der Versorgung mit lebensnotwendigen Dingen waren die Bauerngärten meist immer auch Einrichtungen, in denen sich Nutzen und Farbenpracht durchaus zu einer Funktionseinheit verbinden konnten. Der Anblick eines alten Bauerngartens in seiner sommerlichen Formen- und Farbenpracht mag über die ernstere Seite seines für Versorgung und Lebenssicherung wichtigen Pflanzeninventars vielleicht hinwegtäuschen. Nützlichkeit steht indessen der Gartenschönheit durchaus nicht im Wege. Der Bauerngarten ist ein verzierter Nutzgarten, wie man ihn einmal definiert hat, in dem der

Dreiklang von Gemüse, Kräutern und Blumen funktional und optisch bestimmend war.

Aus einem gewissen Sachzwang hatten die Gemüsearten im bäuerlichen Garten vorrangiges Lebensrecht. Im Laufe der Zeit hat es auf diesem Gebiet mancherlei Umstellungen gegeben. Vieles von dem, was bereits im Capitulare aufgelistet wurde, ist noch in unseren heutigen Gärten wiederzufinden. Andere Gemüsearten haben dagegen heute Seltenheitswert. Ein Beispiel ist die Pastinake (*Pastinaca sativa*), ein recht schmackhaftes Wurzelgemüse, dessen Wildform nicht selten an Wegrändern und Heckensäumen anzutreffen ist. Der Blattspinat (*Spinacia oleracea*) hat die früher häufige Garten-Melde (*Atriplex hortensis*) abgelöst. Geißfuß (*Aegopodium podagraria*) und Schild-Ampfer (*Rumex scutatus*) sind als ehemalige Garten- und Gemüsepflanzen nicht einmal mehr allgemein bekannt. In heutigen Gärten werden landesweit nur noch wenige Sorten der einzelnen Gemüsearten angebaut. Früher war die Vielfalt an Landsorten und Varietäten sicherlich viel größer. Die genetischen Reserven mit Erbguteigenschaften, die unter künftigen Bedingungen vielleicht noch einmal sehr vorteilhaft wären, wurden mit der allzu bereitwilligen Beschränkung auf nur wenige Standardsortimente sicherlich unbeachtet aufgegeben.

Zum traditionellen botanischen Wissen gehörten im ländlichen Bereich auch sehr genaue Kenntnisse über die medizinischen Wirkungen mancher Pflanzen. Es ist kaum mit Gewißheit auszumachen, inwieweit Aberglaube, exakte Naturbeobachtung, vorsichtige Versuche oder auch tatsächlich angesammelte Erfahrungen an der Bewertung und Einschätzung einzelner Pflanzenarten beteiligt waren. Möglicherweise waren Komponenten aller Wege für die Übernahme in den Kräutergarten und die Begründung der Nutzungstradition ausschlaggebend. Am ehesten sind die Quellen des volksmedizinischen Wissens noch für die

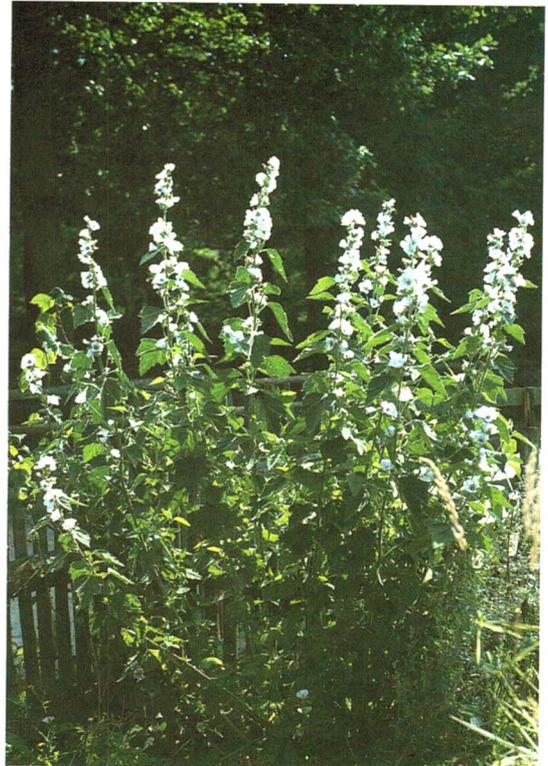
zahlreichen Duft- und Aromapflanzen aufzuspüren, die in erster Linie ihrer besonderen geruchlichen oder geschmacklichen Eigenschaften wegen angepflanzt wurden. Gerade die Duft- und Gewürzpflanzen stellen fast ausnahmslos gleichzeitig auch wertvolle Heilmittel für Mensch und Tier dar. Da sie zudem ziemlich leicht zu kultivieren sind und mit ihren grundverschiedenen Düften ein weites Spektrum von Anwendungsmöglichkeiten versprechen, ergab sich ihr volkstümlicher Gebrauch zur Heilung, Linderung oder vorbeugenden Behandlung größerer und kleinerer Krankheiten des Alltags beinahe von selbst. Der Einsatz bei medizinischen Problemen verlangte genauere Kenntnisse der Grenzen und Möglichkeiten. Zu dieser bemerkenswerten Pflanzengruppe gehören im wesentlichen nur die Vertreter der beiden Pflanzenfamilien Apiaceae (Doldenblütengewächse) und Lamiaceae (Lippenblütengewächse). Die meisten Arten sind (zumindest dem Namen nach) auch heute noch populär, wenngleich die Kenntnis ihrer Anwendungsmöglichkeiten sicherlich nicht mehr als Allgemeingut zu bezeichnen ist. Anis, Fenchel, Kerbel, Kümmel, Koriander, Liebstöckel oder Sellerie haben im bäuerlichen Garten ebenso ihren festen Platz wie in modernen Gewürzsportimenten. Bei den Lippenblütlern stehen ihnen so bekannte Erscheinungen wie Bohnenkraut, Dost, Majoran, Rosmarin, Salbei, Thymian, Ysop oder Zitronenmelisse gegenüber. Ergänzt werden diese vielseitig verwendbaren Arten von bestimmten Vertretern der Korbblütengewächse, vor allem von verschiedenen Artemisia-Arten, die als Eberraute, Estragon, Beifuß oder Wermut einen durchaus bekannten Namen haben. Allerdings sind sie heute nicht mehr sehr oft in häuslichen Kräutergärten zu sehen. Gänzlich fehlen dort auch einige ausgesprochen dekorative Heil- und Gewürzpflanzen, etwa die Engelwurz (*Angelica archangelica*) oder der Alant (*Inula helenium*). Nahezu unbekannt ist heute auch das Balsamkraut (*Chrysanthemum balsamita*), eine ursprünglich in Vorderasien beheimatete, sehr kräftige Aromapflanze. Zusam-

men mit der Eberraute, mit Lavendel und Ysop band man das Balsamkraut zu Duftsträußchen. Zuweilen nahmen die Bäuerinnen diese Sträußchen auch mit zum Tanz und in die Kirche. Der kräftige Kräuterduft sorgte für Munterkeit - auch bei der einschläfernden Predigt.

Es versteht sich beinahe von selbst, daß im bäuerlichen Garten neben den eigentlichen Pflanzen und ihrer erwiesenen Wirksamkeit zeitweilig auch der Aberglaube an Pflanzen als Zaubermittel prächtig gedieh. Die Großblütige Königskerze (*Verbascum densiflorum*) mag hierfür als Beispiel dienen. Als Beimischung in Hustensaft leistet sie wohltätige Wirkungen bei verschiedenen Erkältungskrankheiten. Als Wetterkerze gewährt sie überdies dem Haus Schutz vor Blitzschlag und Unwettern. Folglich durfte sie auch als Blitzkraut dem Kräuterbüschel nicht fehlen, das am Fest Mariae Himmelfahrt zur Kräuterweihe mitgenommen wurde. Aberglaube und christliches Brauchtum zeigen hier oftmals die gleichen Wurzeln. Man mag dies als Ausdruck des in der bäuerlichen Tradition eigentlich tief verankerten Empfindens vom Nutzen der Kräuter und Gartenpflanzen werten. Wenn schon viele Kräuter erfolgreich gegen allerlei körperliche Beschwerden und Gebrechen eingesetzt wurden, warum sollten sie dann nicht auch gegen übernatürlich erscheinende Dinge oder schicksalhafte Ereignisse wirksam sein? Daher haben im ländlichen Bereich die Pflanzen nicht nur real-nützliche Eigenschaften, sondern auch ihren eigenen symbolischen Stellenwert. Die grüne Philosophie des bäuerlichen Gartens unterscheidet in der segensreichen Nutzung seiner Produkte nicht unbedingt nach streng rationalen Kategorien. Vieles von solchen Überzeugungen und Einschätzungen hat seinen Niederschlag im regionalen oder lokalen Brauchtum gefunden. Für die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg ist gerade für das Rheinland eine umfassende Zusammenstellung der Volksbotanik erarbeitet worden. Neuere Untersuchungen oder auch nur die Dokumen-



Die Stockrose (*Althea rosea*) ist eine beliebte Pflanze der Bauerngärtner (Foto: Kremer)



In bäuerlichen Gärten gedeihen viele heute selten gewordene oder in Vergessenheit geratene Pflanzen: Eibisch (*Althaea officinalis*), Heil- und Zierpflanze gleichzeitig. (Foto: Kremer)

tation der Rolle, die die Pflanzen im bäuerlichen Arbeits- und Festtagsjahreskreis eingenommen haben oder vielleicht noch haben, fehlen dagegen weitgehend.

Bunte Vielfalt

Viele Gewürz- und Medizinalpflanzen im bäuerlichen Kräutergarten sind hochwüchsig und sehen nicht nur zur Blütezeit ausgesprochen attraktiv aus. Engelwurz und Alant, deren unterirdische Teile noch heute als Aromazusatz zu Kräuterlikör verwendet werden, sind bereits als Beispiel benannt worden. Die bis in den späten Herbst hinein blühende Ringelblume (*Calendula officinalis*), Echter Eibisch (*Althaea officinalis*) oder Mariendistel (*Silybum marianum*), aber

auch die starken Giftpflanzen Eisenhut (*Aconitum napellus*) und Fingerhut (*Digitalis purpurea*) sind Heilpflanzen, denen gleichzeitig ein hoher Dekorations- und Zierwert zukommt. Aufgrund seiner besonderen Artenauswahl zeigte der bäuerliche Garten daher schon immer die Züge eines bunten Nutzgartens, in dem die optischen Qualitäten daher durchaus nicht zu kurz kamen. Dennoch wurden im Bauerngarten auch ausschließlich zu Schmuckzwecken verwendete Zierpflanzen gezogen. Den sehr frühen, überwiegend nach Nützlichkeitsgesichtspunkten zusammengestellten Anlagen mögen sie noch weitgehend gefehlt haben. In späteren Bauerngärten hatten die Zierpflanzen aber ein ausdrücklich zugewiesenes Bodenrecht. Insofern ist der tatsächliche

Pflanzenreichtum dieser Gärten nur auf der Grundlage mittelalterlicher Quellen sehr unvollständig zu erklären.

Mit den Kreuzzügen, mit der Erschließung weitreichender Handelsverbindungen, vor allem aber mit der Entdeckung fremder Kontinente am Beginn der Neuzeit erschloß sich für die europäischen Kernlande eine Vielzahl ungeahnter Nutz- und Zierpflanzen. Zunächst waren es die aus Kleinasien oder dem Vorderen Orient eingeführten Arten: Im Jahre 1559 waren in einem Augsburger Garten die ersten Tulpen zu sehen, 1574 gefolgt von der schmucken Kaiserkrone. Und schon 1589 blühte in Wien der Flieder. Bald folgten ihnen mit Kartoffeln, Tomate, Kürbis, Bohne und Tabak sowie mit Sonnenblume, Fuchsie, Dahlie, Kapuzinerkresse und Herbstastern amerikanische Nutz- und Zierpflanzen. Aus Afrika stammen Geranien und Pelargonien, aus Australien die Strohblumen. Erst verhältnismäßig spät, nämlich zu Ende des 18. Jahrhunderts, kamen so charakteristische und später bauerngartentypische Pflanzen wie das Tränende Herz (*Dicentra spectabilis*) aus Ostasien nach Mitteleuropa. Mit fast allen diesen Pflanzen machte der Bauerngarten Anleihen bei adligen Gärten und partizipierte damit am barocken

Lebensgefühl. Schloß- und Palastgärten sind daher nach Kloster- und Burggärten eine weitere wichtige Quelle für bäuerliche Ziergärten, zeit- und fallweise sicher noch ergänzt durch Apotheker- oder Pfarrgärten. Insgesamt war die Arten- und Sortenwahl gerade bei den Zierpflanzen wenig festgelegt und insgesamt reichhaltiger als bei den Nutzpflanzen im engeren Sinne. Die blumige, kunterbunte Vielfalt, aus vielerlei Quellen und Herkunft zusammengestellt, ist eines der Momente, die uns den bäuerlichen Garten heute als einen besonders erhaltenswerten Raum erscheinen lassen. Mit seiner beeindruckenden Artenfülle steht der Bauerngarten einzigartig da. Eine komplette Auflistung aller Bauerngartenarten käme mit Leichtigkeit auf etliche hundert Arten. Viele heute noch vorhandene Anlagen führen nicht selten zwischen 30 und 100 Arten - eine erstaunliche Anzahl, die der gelegentliche Blick über den Gartenzaun zu einer bestimmten Jahreszeit nicht allesamt erfassen kann. Angesichts dieser Verhältnisse wundert es natürlich auch nicht, daß der bäuerliche Garten zum Refugium seltener Arten und Sorten geworden ist. Er befindet sich daher exakt an der Schnittstelle zwischen naturschützerischen und denkmalpflegerischen Überlegungen.

Die verschiedenen Funktionsbereiche (Wirtschafts-, Kräuter- und Ziergarten) durchdringen sich gegenseitig (Foto: Kremer)



Bauerngärten in der Denkmalpflege

Mit fast jeder einzelnen in ihm wachsenden Pflanzenart ist der bäuerliche Garten ein Zeugnis für Formen und Möglichkeiten der Lebensbewältigung in früheren Jahrhunderten. Seine von Anfang an bestehende und später fortschreitend erweiterte Mehrfachfunktion als Wirtschafts-, Kräuter- und Ziergarten kennzeichnen ihn als besonderes Dokument, als Kulturleistung des schaffenden, wirtschaftenden Menschen. Bauerngärten sind daher lebendige Kulturdenkmäler.

Mit den herkömmlichen Mitteln des Biotopschutzes oder des Artenschutzes sind alte Bauerngärten und ebensowenig ihre kulturhistorisch wie ethnobotanisch interessanten Begleitpflanzen auf Dauer kaum zu sichern und zu erhalten. Aus vielerlei Gründen kann man einen Garten nicht einfach als flächiges Naturdenkmal oder gar als Naturschutzgebiet ausweisen. Für alte Kulturpflanzen oder auch die mit ihnen vergesellschafteten Ruderalarten sehen die vorhandenen gesetzlichen Instrumente einfach keine geeigneten Schutzkategorien vor.

Hier kann nun die Kulturdenkmalpflege mit neuen Wegen und Möglichkeiten einsetzen. Die Anlage und Pflege von typischen Bauerngärten, evtl. mit regional bezogenem Pflanzenbestand bestückt, wird seit einiger Zeit von den in fast allen Bundesländern gegründeten Freilichtmuseen bäuerlicher Kulturdenkmäler wahrgenommen. In Freilichtmuseen neuerer Konzeption werden nicht mehr nur historisch wertvolle, am Originalstandort nicht erhaltungsfähige Gebäude zu neuen Baugruppen oder Ensembles zusammengestellt. Zusätzlich entsteht auch das gewachsene grüne Umfeld der einzelnen Denkmäler neu mit Gärten, Wiesen, Feldern und Baumbestand. Der Niedergang der bäuerlichen Gartenkultur kann in solchen Institutionen zumindest teilweise aufgefangen werden. Während draußen die wesentlich verbesserten Versorgungsmöglichkeiten aus Supermarkt und Apotheke vom Eigenanbau der benötigten Pflanzen unabhängig machten, gerieten viele alte Gartenpflanzen zuse-

hens auf eine Stufe mit den ohnehin in keinem besonderen Ansehen stehenden Wildpflanzen menschlicher Siedlungsstätten (Ruderalpflanzen). Beide Artengruppen sind heute in ihrer Existenz gefährdet.

Die Erhaltung typischer dörflicher Wildkrautfluren, erst recht aber auch der bäuerlichen Gärten und ihres umfangreichen Arteninventars ist daher zu einer bedeutsamen Aufgabe musealer Einrichtungen geworden. Ein Freilichtmuseum bietet dafür einen besonders geeigneten, weil nahezu naturgetreuen Hintergrund. Umgekehrt gewinnen dadurch auch die Präsentation der einzelnen zusammengeführten Objekte und ihre Einbindung in die neue Umgebung. Mit der Anlage traditioneller Gärten und ihrer begleitenden Wildkrautfluren aus zum Teil sehr seltenen Arten, leisten die Freilichtmuseen einen bedeutenden naturschützerischen, denkmalpflegerischen und pädagogischen Beitrag.

Bauerngärten mit ihrem charakteristischen Artenbestand müssen allerdings nicht notwendigerweise der Vergangenheit angehören oder gar auf museale Einrichtungen beschränkt bleiben. Der bäuerliche Garten als stilles Refugium lebenskräftiger Pflanzen ist gewiß auch mit heutigen Ansprüchen und Erwartungen der Gartengestaltung vereinbar. Viele in Vergessenheit geratene, teilweise schon recht seltene Pflanzen könnten in wiederbelebten ländlichen Gärten erneut Verwendung finden. Auch in dieser Hinsicht können von musealen Anlagen viele wertvolle Impulse ausgehen.

Literaturverzeichnis

Fischer-Benzon, R. v.: *Altdeutsche Gartenflora*. Kiel und Leipzig 1894 (Nachdruck 1972); Kremer, B.P.: *Das Kosmos-Kräuterbuch*. Stuttgart 1981; Kremer, B.P.: *Der Kräutergarten. Ursprünge, Bedeutung und Funktionen eines lebenden Kulturdenkmals*. *Pharmazie in unserer Zeit* 15, 144 - 154 (1986); Mägdefrau, K.: *Die Gärten. Einzelführer des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold*, Heft 5, Detmold 1985; Stoffler, H.D.: *Der Hortulus des Walahfried Strabo. Aus dem Kräutergarten des Klosters Reichenau*. Sigmaringen 1985; Widmayr, C.: *Alte Bauerngärten neu entdeckt*. München 1985.

Gärten im Lauf der Zeit

Gärten der Germanen

Reine Nutzgärten, Erweiterung der Arten und Bebauung durch die Römer, Übernahme von Veredlungstechniken.

Gärten zur Zeit Karls des Großen

In genauen Anweisungen (Capitulare) wird über den Anbau von 73 verschiedenen Nutzpflanzen und 16 Obstbaumarten berichtet, von denen viele bis heute ihre Bedeutung bewahrt haben.

Gärten nach der Zeit der Völkerwanderung

Die großen Wanderungsbewegungen brachten Rückschläge in der Gartenkultur. Zur Blüte gelangte das Gartenwesen im Mittelalter in den Klöstern besonders im Hinblick auf die Heilkunst mit Pflanzen. Die Bauern lernten von Gartenpatres die Kunst der Veredlung und Zuchtwahl. In der Folge änderte sich auch die Absicht. Aus reinen Nutzgärten entstanden Gärten, die unter ästhetischen Gesichtspunkten angelegt wurden.

Drei Gartenbereiche bildeten sich heraus: der Gemüsegarten, der Kräutergarten (zugleich Blumengarten) und der Obstgarten (Baumgarten). Eine Spielart, weil auf kleinem Raum begrenzt, stellte der Burggarten dar (gut zu sehen auf der Marksburg), der durch die Einführung fremder Arten, die die Ritter von den Kreuzzügen mitbrachten, eine besondere Note erhielt.

Die Stadtkultur und die Zeit der Entdeckungen veränderte in der weiteren Zeit den Charakter der Gärten, was zu einer Akzentverlagerung zu Gunsten des Blumengartens führte.

Gärten unter dem Einfluß barocker Architektur und Lebensweise

Kennzeichnend für diesen Abschnitt der Gartengeschichte ist die symmetrische Anlage der Gärten, sind beschnittene Bäume und Sträucher und wärmeliebende Kübel-

pflanzen. In den Bauergärten wurde dieser Trend durch die Übernahme der gestaltenden Elemente erkennbar, im Vordergrund blieb aber das Prinzip des Nutzgartens, der Zierpflanzen in das Gesamtkonzept integrierte.

Gärten heute

Mit den Möglichkeiten verschiedener Konservierungsmethoden von Obst und Gemüse und der Fähigkeit, Arzneimittel synthetisch herzustellen, verlor der Garten seine Rolle als Versorger der Menschen mit Nahrungsmitteln und Heilkräutern. Dies hatte zur Folge, daß jahrhundertlang in den Gärten vorhandene Kulturpflanzen verschwanden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg diente der Garten in erster Linie als Quelle der Nahrungsmittelversorgung. Mit fortschreitendem Wirtschaftswunder setzte sich zunächst ein Gartentyp durch, der pflegeleicht war und im Bezug auf Gestaltung und Bepflanzung die jeweilige Befindlichkeit des Besitzers zeigen sollte.

Mit der erneuten Hinwendung der Gesellschaft zur Natur und der Auseinandersetzung mit der Umwelt bildete sich auch eine neue Gartenkultur heraus:

naturnaher Garten - artenreich und chemiefrei bewirtschaftet.

Öko- oder Biogarten - Kulturtechniken aus dem ökologischen oder biologisch-dynamischen Landbau, chemiefrei

der wilde Garten - ein Stück sich weitgehend selbst überlassener Vegetation in der Funktion des Artenschutzes. Ob diese Flächen noch Gärten im definierten Sinn sind, bleibt dahingestellt.

BE

Quelle:

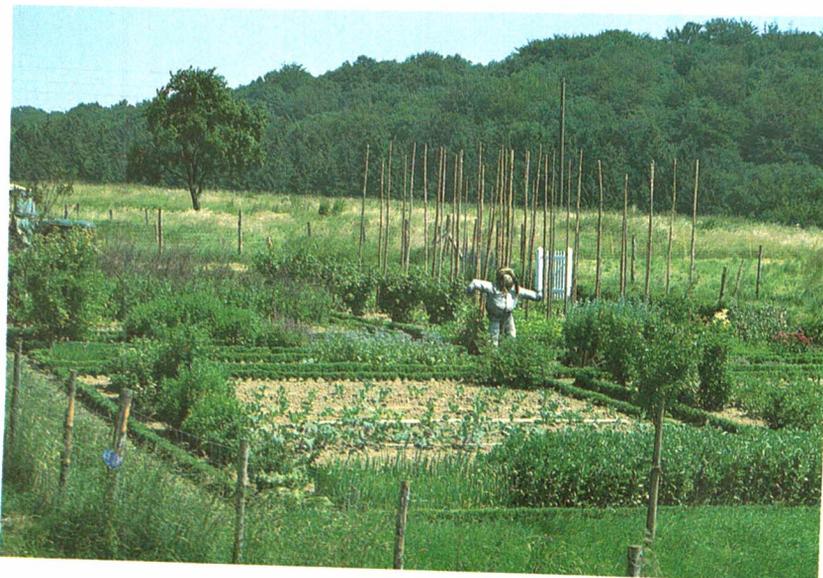
KM NRW (Hrsg): *Materialien, Nutz- und Ziergärten, Düsseldorf 9/91*

Ein Gang durch den Garten des Bandweberhauses aus Wuppertal-Ronsdorf

Aus der Ferne betrachtet zeigt uns der sommerliche Garten ein buntes Gemisch aus Nutz- und Zierpflanzen, aus Obstbäumen, Sträuchern, Blumenwiese und Rosenbogen. Der Duft von frischer Erde, von Rosen und das kräftige Aroma von Gewürzkräutern liegen in der Luft. Eingesäumt von einer Weißdornhecke lädt der Garten den Besucher zum Verweilen und zum Träumen ein.

Nostalgie und etwas romantisierend möchte man ihn einen rechten „Bauerngarten“ nennen. Jedoch gehörte er einst keinem Bauern, sondern der Bandweberin Maria Thiemann aus Wuppertal-Ronsdorf. Sie hat den Garten von ihren Eltern und Großeltern übernommen, die ebenfalls Bandweber waren. Eigentlich ist daher der Begriff „Hausgarten“ treffender.

Näher hingeschaut zeigt der Garten dem Betrachter kein kunterbuntes Durcheinander, sondern eine sorgfältige Gliederung. Ein Wegekreuz und zierliche Buchshecken teilen den großen Gemüsegarten in vier große und vier kleine Beete. Im Zentrum leuchtet eine „hundertblättrige“ Zentifolienrose. In den vier großen Beeten wachsen viele verschiedene Gemüsearten. Kohl, Bohnen, Karotten, Zwiebeln, Erbsen und vieles andere müssen in so großen Mengen gezogen werden, daß es für den gesamten Wintervorrat einer Bandweberfamilie ausreicht. Die vier kleinen Beete steuern Gewürz- und Heilpflanzen bei. Hier wachsen Schnittlauch, Petersilie, Borretsch, Wermut, Bohnenkraut, Liebstöckel, Pfefferminze und Melisse. Am Rande der Beete wechseln sich Johannis- und Stachelbeersträucher mit bunten Blumen ab. Eisenhut, Tränendes Herz,



Der Garten des Bandweberhauses zeichnet sich durch seine Vielfalt von Zier- und Nutzpflanzen aus.

Brennende Liebe, Geißfuß, Flockenblume und nicht zuletzt die beliebten „Georginen“ (Dahlien) haben hier ihren Platz.

Nicht jedermann hatte früher einen so reichhaltigen Garten. Die Bandweberei erbrachte der Familie einen bescheidenen Wohlstand, der sich auch in der Gestaltung des Gartens ausdrückt. Auch über die Ernährungsgewohnheiten einer Bandweberfamilie um 1920 erzählt der Garten dem Besucher etwas. Während um 1920 nur das heimische Gemüse aus dem eigenen Garten auf den Tisch kam, hat sich die Ernährung bis heute stark gewandelt. Heute sind Brokkoli, Zucchini, Paprika, Tomate, Aubergine und Fenchel allenthalben bekannt. Apfelsine, Pampelmuse, Zitrone und Kiwi, ja selbst Äpfel, Birnen und Erdbeeren sind das ganze Jahr über erhältlich. Damals spielten Kohl, Möhren, Bohnen, Erbsen und Kartoffeln die Hauptrolle, und das Obst und Gemüse für den Winter stammte aus dem eigenen Garten. Es mußte eingekocht, getrocknet oder sorgfältig gelagert werden.

Auf dem Wege zum Haus der Bandweberin durchquert der Besucher einen kleinen Obst-

garten. Bergamotte, Schöner von Boscoop, Winterrambour und Klarapfel sind altbekannte Apfel- und Birnensorten, die neben einer Großen Schwarzen Knorpelkirsche und einer Hauszwetschge hier wachsen. Unmittelbar vor dem Haus schließt sich ein Blumengarten an. Drei zierlich angelegte Beete sind mit schräggestellten Ziegelsteinen eingefast. Nelken, Bandgras, Löwenmaul, Akelei, Frauenmantel, Stockrose, Steinbrech und ein ganzes Meer von bunten Blumen werden von einem Rosenbogen überragt, der den krönenden Abschluß dieses Gärtchens bildet.

Wie kommt dieser Garten aus Wuppertal-Ronsdorf ins Museum nach Lindlar, fragt sich nun der Besucher. Während man jahrhundertealte Häuser anderswo abbauen und hier wieder aufbauen kann, lassen sich Gärten nicht einfach von einem Ort zum anderen transportieren. Zudem erreichen ihre Pflanzen nie ein so hohes Alter. Jedoch ist es möglich, einen Garten im Museum zu rekonstruieren.

Damit er dem historischen Vorbild so ähnlich wie möglich wird, sind verschiedene Arbeiten



*Erntearbeiten
im Ronsdorfer
Garten (1991)*

notwendig. Um Fragen zu beantworten, wie groß die einzelnen Beete waren, wie breit die Wege, in welchem Abstand die Bäume und Büsche standen und wo die Tore waren, wird der alte Garten genau vermessen. Dann wird der gesamte Pflanzenbestand bestimmt und der Standort jeder Pflanze im Garten kartiert. Auch der Wegbelag wird genau untersucht. Schwierig wird es, wenn wie im Ronsdorfer Garten nur noch Reste der Beete zu erkennen und nur noch Teile der Hecken vorhanden sind und mannshohe Brennesseln das Areal erobert haben.

In diesem Falle half nur noch die Befragung von alten Menschen, die den Garten gut kannten und ihn aus ihrer Erinnerung beschreiben konnten. Auf diese Quelle mußte man auch zurückgreifen, um die passenden Gemüsearten und Blumen wieder anzubauen, denn der Garten soll, passend zum Haus, im Zustand um 1920 gezeigt werden. Es reichte nicht aus, nur eine Person zu befragen. Um eine größere Genauigkeit zu erreichen, wurden viele Besitzer vergleichbarer Gärten aus derselben Region hinzugezogen. Mit ihrem Wissen ließ sich annähernd der gesamte Bestand der Gemüsepflanzen

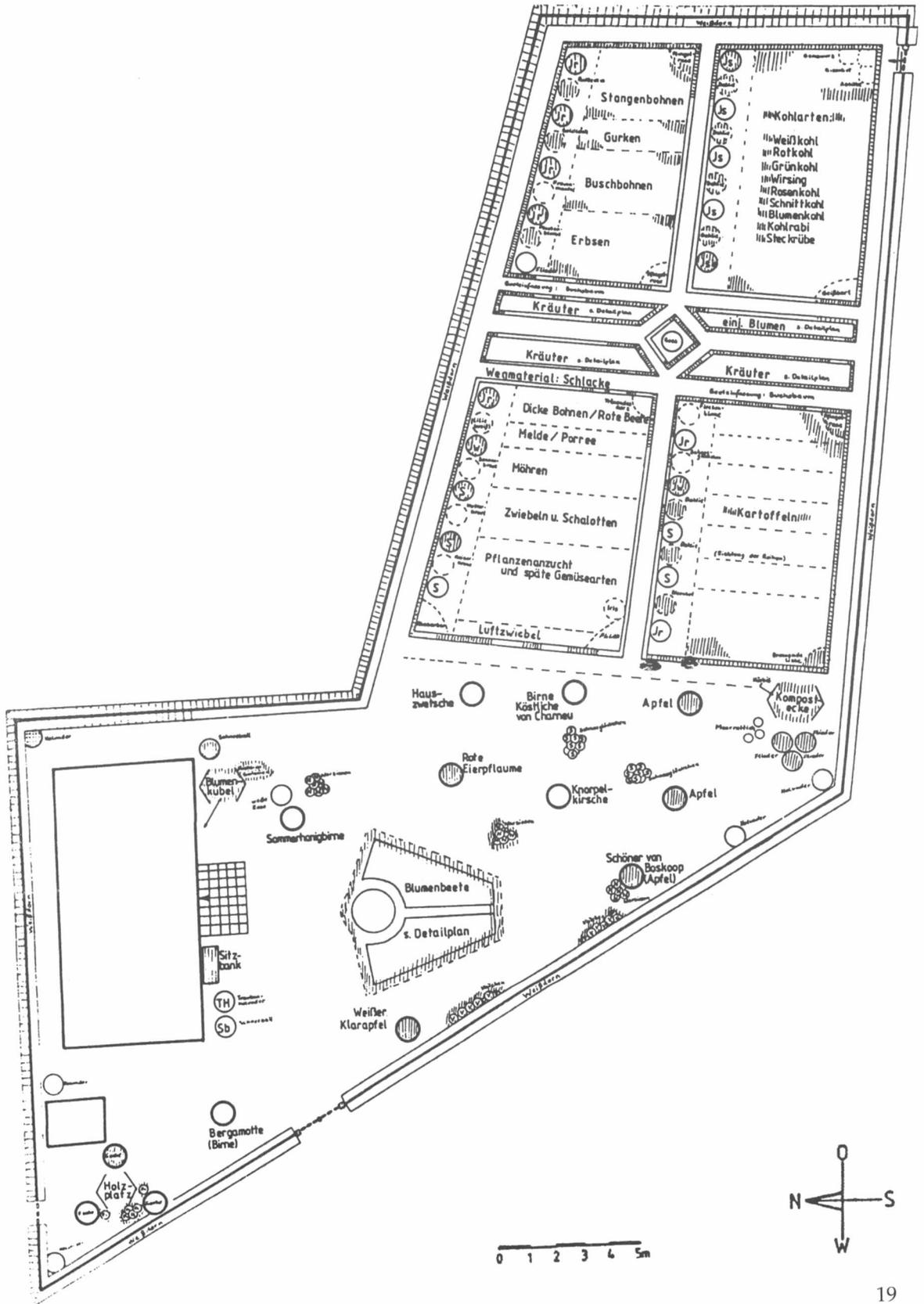
und Zierpflanzen rekonstruieren. An die früher hier gebräuchlichen Sorten der verschiedenen Gemüsearten erinnerte sich niemand mehr. Hier halfen alte Gartenbücher weiter und benannten zum Beispiel den „Erfurter Zwerg“ (Blumenkohl), die „Lange stumpfe rote ohne Herz“ (Möhre), die „Rote Kugel“ (Rote Bete) und die „Beste von Allen“ (Bohne), von denen die eine oder andere Sorte manchem Gartenfreund heute noch bekannt ist.

Während sein Vorbild in Wuppertal-Ronsdorf inzwischen dem Bau eines Mehrfamilienhauses weichen mußte, lebt der Garten der Bandweberin Maria Thiemann im Bergischen Freilichtmuseum weiter. 1990/91 rekonstruiert, präsentiert er sich heute noch in einer sehr jungen und allzu ordentlichen Form. Noch ist die einst meterhohe Weißdornhecke gerade kniehoch, die Obstbäume etwas mehr als mannshoch, und die Blumen und Sträucher stehen einsam und isoliert da. Den Charme und die Dynamik eines alten Gartens wird er erst im Laufe der Zeit erhalten, wenn seine Pflanzen gewachsen sind und der Gärtner ihre Ausbreitung toleriert und nur ab und zu ordnend eingreift.

Rekonstruktion des Gartens des Bandweberhauses aus Ronsdorf ►

Legende:

-  rote, schwarze und weiße Johannisbeere
-  Rekonstruktion nach Bestandsaufnahme im Gelände
-  Rekonstruktion nach Befragungen
-  Rekonstruktion nach Literatur
-  Weißdornhecke (1-reihig, Schnitthöhe 1,10-1,20 m)
-  Rekonstruktion nach Bestandsaufnahme im Gelände
-  Rekonstruktion nach Begragung
-  Beeteinfassung aus Buchsbaum



Ein Blech als Gemüsegarten

Manch einer kann sich sicher noch an sie erinnern, die großen Gemüsegärten in der Feldflur, die es im Bergischen Land früher noch häufig gab. Fast immer lagen sie außerhalb der Siedlungen, meistens zu mehreren vereint. Die einzelnen Parzellen, Bleche genannt, waren durchschnittlich zwischen einem und fünf Ar (100 bzw. 500 Quadratmetern) groß.

In diesen Blechen wurde fast ausschließlich Gemüse gezogen. Ihre Gestalt war einfach und schmucklos. Die Wege bestanden nur aus festgetretener Gartenerde, und die Beete hatten keine besonderen Einfassungen, wie z.B. Buchshecken oder Ziegelsteine. Zierpflanzen fand man hier fast nie. Einige ältere Menschen erinnern sich daran, daß einzelne Gärten häufig brach lagen und an anderen Stellen neue Gärten angelegt wurden.

Die Karten der preußischen Urkatasteraufnahme in den 1830er Jahren zeigen uns die Lage dieser Gärten zumeist in Entfernungen von 500 bis 1000 Metern von den Siedlungen. Auf guten Böden, an Südhängen in halber Hanghöhe angelegt, lagen sie windgeschützt und außerhalb des Vernässungsbereiches der Talböden. Oft findet man „Baumgärten“ mit Apfel-, Birn- und Pflaumenbäumen in ihrer Nachbarschaft.

Die großen Gemüsegärten dienten früher der ländlichen Bevölkerung zur Selbstversorgung, denn damals mußten fast alle Lebensmittel selbst erzeugt werden. Nicht nur Bauern hatten daher früher ein solches Blech, sondern auch Handwerker oder Arbeiter. Die Gemüsearten, die hier wuchsen, spiegelten den Bedarf dieser Menschen wider, und es ist anzunehmen, daß besonders



Die Gärten von Steinscheid wurden 1991 im Bergischen Freilichtmuseum wieder angelegt

lagerfähige oder weniger frostempfindliche Arten wie Kohl, Möhren, Zwiebeln und Bohnen bevorzugt angebaut wurden. Zu Sauerkraut oder -bohnen verarbeitet, getrocknet (z.B. Erbsen und Bohnen) oder in Erdmieten und kühlen Kellern als Frischgemüse gelagert, mußte die Ernte aus den Gärten auch den Winter hindurch ausreichen.

Die Bleche waren einst ein weit verbreitetes Element der bergischen Kulturlandschaft. Heute gibt es sie fast nicht mehr, denn für die meisten Menschen sind sie überflüssig geworden, nachdem sich in den vergangenen Jahrzehnten ihre Lebensbedingungen stark verändert haben und heute die Lebensmittel überwiegend aus dem Supermarkt bezogen werden.

Im Bergischen Freilichtmuseum wurden 1991 einige Bleche erneut angelegt. Es handelt sich um die Gärten, die früher zum Weiler Steinscheid gehörten. Steinscheid bestand früher aus mehreren Bauernhöfen, von denen die meisten bis kurz nach der Jahrhundertwende aufgegeben wurden. Übriggeblieben ist heute nur noch der Hof Peters, der bis zum Ende der 1980er Jahre bewirtschaftet wurde. Dieser Hof gehört heute zum Museum. Die Gärten von Steinscheid lagen früher etwa 500 Meter entfernt von den Höfen an einem leicht geneigten sonnigen Hang mit besonders guten Böden. Nach der preußischen Urkatasteraufnahme aus dem Jahre 1831 konnten ihre Lage, die Größe der einzelnen Parzellen und die Namen ihrer damaligen Besitzer ermittelt werden. 1991 wurden die Gärten rekonstruiert, und heute werden sie nach dem Vorbild der Bleche bewirtschaftet.

An der Bearbeitung dieser Gärten beteiligen sich Menschen aus der Umgebung des Museums. Einige Lindlarer Familien konnten als „Paten“ für die Bleche gewonnen werden. Sie ziehen nun hier, wie einst die Steinscheider, ihr Gemüse. Ein besonderes Problem bei der Aufteilung der Gärten war die überlieferte Parzellengröße, denn der größte

Garten hatte eine Fläche von über 8 Ar (800 Quadratmeter). Da im Rahmen der Patenschaften nur wesentlich kleinere Flächen bearbeitet werden können, teilen sich mehrere „Paten“ jeweils ein Blech. Die originalen Parzellengrößen der Steinscheider Gärten kann der Museumsbesucher anhand von grasbewachsenen Grenzrainen zwischen den einzelnen Blechen erkennen.

*Beim Bohnenschnippeln
(fotografiert von Bandweber Karl Peters sen.)*



„Gartenarbeit ist gesund.“

Brigitte Trilling-Migielski im Gespräch mit Karin Ueberberg

Frau Ueberberg, Sie haben die Patenschaft über einen Museumsgarten übernommen. Gefällt Ihnen die Gartenarbeit so gut oder wollen Sie das Museum damit unterstützen?

Die Arbeit im Garten habe ich schon immer sehr gerne gemacht. Neben dem Museumsgarten habe ich auch zuhause einen kleinen Garten. Gartenarbeit ist gesund! Sie ist gut zur Entspannung und hält auch fit. Durch die Arbeit im Museumsgarten fühle ich mich dem Freilichtmuseum verbunden und nehme teil an allem Neuen.

Es ist viel Arbeit, zwei Gärten zu bearbeiten. Schaffen Sie das alles ganz allein?

Das meiste mache ich schon allein. Am Wochenende und bei besonders schweren Arbeiten, wie Umgraben oder Kartoffeln ernten, hilft mir gelegentlich mein Mann.

Nach dem Bewirtschaftungsplan der Museumsgärten sollen keine Herbizide und nur natürliche Dünger verwendet, und es sollen möglichst nur die früher üblichen Gemüsearten und -sorten gepflanzt werden. Wie denken Sie darüber?

So habe ich es zuhause immer schon gemacht. Auch die alten Gemüsesorten waren mir schon bekannt. Die hat meine Mutter früher schon gesät, und die nehmen wir noch heute. Die Gemüsesorten schmecken sehr gut und wachsen hier auch ganz gut.

Welche Gemüsearten haben Sie in Ihrem Museumsgarten angebaut, und was machen Sie mit der Ernte?

Ich habe das angebaut, was ich gerne mag. Das waren Bohnen, Erbsen, Möhren, Gurken, Salat, Kohl und Kartoffeln. Die Ernte



Frau Ueberberg und ihre Mutter in ihrem Patengarten

war im letzten Jahr besonders gut, und ich habe viel Gemüse eingekocht für den Winter.

Frau Ueberberg, ich danke Ihnen für das Gespräch und hoffe, daß Sie weiterhin viel Freude an der Arbeit im Museumsgarten haben.

Obstwiesen im Bergischen Land - vom Aussterben bedroht

Obstwiesen gehören seit jeher zum typischen Landschaftsbild des Bergischen Landes. Trotz des rauen Klimas und der kargen Böden wurden sie am Rande der Siedlungen insbesondere in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts angelegt. Besonders robuste Apfel-, Birnen- und Zwetschgensorten wuchsen hier. An ihre Namen erinnert sich heute kaum noch jemand: Jacob Lebel, Winterrambour, Rabauen, Bäumchesapfel, Doppelter Luxemburger, Schafsnase, Bergamotte, Gute Graue und viele andere. Einst war ihr Obst begehrt, denn sie bereicherten die einfache Kost der Bevölkerung auf dem Lande. Die besondere Wertschätzung der Obstbäume zeigte sich bei Erbteilungen von Höfen, wobei nicht selten die Nutzung eines einzelnen Baumes unter verschiedenen Erben geteilt wurde.

Zum Sortiment bergischer Obstwiesen gehörten damals frühe und späte, lagerfähige und besonders saftreiche Sorten, die sich jeweils für unterschiedliche Zwecke eigneten: zum Einkochen, Dörren, Krautkochen oder zur Lagerung als Frischobst für den Winter. Heute haben sich die Ernährungsgewohnheiten geändert. Obst wird überwiegend frisch verzehrt. Es soll stets - im Sommer wie im Winter - verfügbar und von makelloser Qualität sein. Daher sind die Obstwiesen vielerorts funktionslos geworden. Sie werden nicht mehr gepflegt, müssen oftmals Bauvorhaben weichen, und die noch verbleibenden Bäume fallen nach und nach dem Sturm zu Opfer.

Für die Erhaltung und Entwicklung der Obstbäume und ihrer Sorten sorgt nicht allein die Natur. Aus einem Apfelkern, der in den Boden gepflanzt wird, entsteht kein Apfelbaum derselben Sorte, sondern nur ein



Mitarbeiter des Bergischen Freilichtmuseums beim Schnitt von Edelreisern des Grünapfels (Lokalsorte) in Sinspert im Februar 1993

Wildapfel mit kleinen holzigen Früchten. Alle Edelobstsorten sind ein Produkt des Menschen. Nur durch die Veredlung von Wildlingen können sie erhalten werden. Dabei wird ein einjähriger Trieb (Edelreis) der Edelsorte auf den Stamm eines Wildlings aufgepfropft, der dann zur Krone des neuen Baumes heranwächst. Obstbäume und ihre besonderen Sorten gehören daher zum Kul-

turgut der Menschen, das es zu bewahren gilt.

Im Bergischen Land haben sich im Laufe der Zeit einige Sorten entwickelt, die als reine Lokalsorten gelten, das heißt, ihr Vorkommen ist auf das Bergische, häufig sogar nur auf einen einzelnen Ort begrenzt. Apfelsorten wie Grünapfel, Pavenapfel, Mautapfel, Seidenhemdchen und Schlotterapfel sind Beispiele hierfür. Diese Lokalsorten haben für das Bergische Land einen besonderen Wert, denn durch die gute Anpassung an die hiesigen Klima- und Bodenverhältnisse sind sie auch auf ungünstigen Standorten oftmals noch in der Lage, gesundes Obst in größeren Mengen zu erzeugen. Diese besonderen Eigenschaften sind mit dem Aussterben der Obstsorten unwiederbringlich verloren.

Das Bergische Freilichtmuseum hat sich zum Ziel gesetzt, einige dieser Obstsorten zu erhalten. In einem Gemeinschaftsprojekt mit dem Oberbergischen Kreis wird hier seit 1992 ein Sortengarten eingerichtet. Nach dem Vorbild einer bergischen Obstwiese wurden in der Nachbarschaft von Museumsgebäuden bereits die ersten 25 Wildlinge gepflanzt. Parallel dazu wurden in der Umgebung Bäume der altbekannten Sorten ausgewählt, die sich nach Wachstumseigenschaften und Gestalt noch für den Schnitt von Edelreisern eignen. Auf die Wildlinge im Museum aufgepfropft, wachsen diese Reiser zu Bäumen heran. Diese werden später wiederum selbst Reiser bilden und für die Veredlung weiterer Bäume verwendet werden. Auf diese Weise können sie bei der Wiederverbreitung der altbekannten Sorten helfen.



*Obstbaumveredlung
im Bergischen
Freilichtmuseum am
15.03.1993 durch
Alfred Bartl*

DAS MUSEUM BRAUCHT FREUNDE

Das Bergische Freilichtmuseum Lindlar erfährt seit nunmehr vier Jahren Unterstützung durch einen Förderverein. Bei der langwierigen Planungsphase war es zunächst schwer, Ansatzpunkte zur Förderung des Museums zu finden. Zur Zeit eröffnen sich jedoch eine Reihe von Perspektiven, den Aufbau des Museums unterstützend zu begleiten. Ein Beispiel ist die Zeitschrift „FREILICHTBLICK“, die wir künftig unseren Mitgliedern zwei- bis dreimal im Jahr kostenlos zuschicken.

Der Förderverein bietet seinen Mitgliedern darüber hinaus eine Reihe von Vergünstigungen an. Zu erwähnen wäre bereits jetzt

- das abwechslungsreiche Jahresprogramm, das in diesem Jahr sogar über die Grenzen des Bergischen Landes hinausragt,
- Einladungen zu den Sonderveranstaltungen des Museums (Ausstellungseröffnungen, Jahresfeste ...)
- Kostenlose Beratung bei der Datierung und Klassifizierung privater volkskundlicher Gegenstände
- Vorzugspreise auf Veröffentlichungen des Freilichtmuseums
- Spendenbescheinigungen zur Vorlage beim Finanzamt

Damit Sie sich auch noch einmal über das „Kleingedruckte“ eingehend informieren können, finden Sie auf den folgenden Seiten die Satzung des „Vereins der Freunde und Förderer des Bergischen Freilichtmuseums Lindlar“. Sollten Sie sich auch davon nicht haben abschrecken lassen, würden wir uns freuen, Sie als Mitglied unseres Fördervereins zu begrüßen. Füllen Sie einfach das Aufnahmeformular aus und senden Sie es an unseren Schriftführer:

Werner Hütt, Rathaus Lindlar, Borromäusstraße 1, 5253 Lindlar. Dann freuen Sie sich auf die nächste Ausgabe des „Freilichtblicks“, die zu Ihnen ins Haus kommt...

Sollten Sie sich jedoch nicht zur Mitgliedschaft im Förderverein entschließen wollen, aber dem Verein dennoch eine Spende zukommen lassen, so nennen wir Ihnen gerne unser **Spendenkonto:**

Kto.-Nr. 0323 000 130 (BLZ 370 502 99)

Lindlar, im Mai 1992

Der Vorstand

Satzung des Vereins der Freunde und Förderer des Bergischen Freilichtmuseums Satzung

§ 1

Name und Sitz des Vereins

Der Verein führt den Namen: „**Freunde und Förderer des Bergischen Freilichtmuseums**“.

Der Verein hat seinen Sitz in Lindlar und ist im Vereinsregister des Amtsgerichtes Wipperfürth unter der Nr. 438 eingetragen.

§ 2

Wesen und Zweck des Vereins

1. Der Verein verfolgt ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne der Gemeinnützigkeitsverordnung vom 24. Dezember 1953, in dem er ideell und materiell die kulturellen und wissenschaftlichen Aufgaben des Bergischen Freilichtmuseums Lindlar und seiner Außenstellen fördert.

2. Der Verein ist selbstlos tätig; er verfolgt nicht in erster Linie eigenwirtschaftliche Zwecke.

§ 3

Rechnungsjahr

Das Rechnungsjahr ist das Kalenderjahr.

§ 4

Verwendung der Mitgliedsbeiträge, Spenden und Zuwendungen

1. Mitgliedsbeiträge, Spenden, Stiftungen und andere Zuwendungen des Vereins dürfen nur für die Erreichung der satzungsgemäßen Ziele des Vereins ver-

wendet werden. Die Mitglieder erhalten weder finanzielle Vergünstigungen noch andere Zuwendungen aus Mitteln des Vereins. Bei ihrem Ausscheiden oder bei Auflösung oder Aufhebung des Vereins werden weder gezahlte Beiträge zurückerstattet noch haben sie irgendeinen Anspruch auf das Vereinsvermögen.

2. Alle Inhaber von Vereinsämtern sind ehrenamtlich tätig. Es darf keine Person durch Ausgaben, die dem Zweck der Körperschaft fremd sind, oder durch unverhältnismäßig hohe Vergütungen begünstigt werden.
3. Bei Auflösung oder Aufhebung des Vereins fällt das gesamte Vereinsvermögen an das Bergische Freilichtmuseum, welches diese Mittel jedoch nur im Sinne des § 2 dieser Satzung verwenden darf.

§ 5

Erwerb der Mitgliedschaft

1. Dem Verein gehören die nachstehend unterzeichneten Mitglieder an.
2. Ordentliche Mitglieder können weitere natürliche oder juristische Personen werden.
3. Voraussetzung für den Erwerb der Mitgliedschaft ist ein schriftlicher Antrag an den Vorstand des Vereins.
4. Über die Aufnahme in den Verein entscheidet der Vorstand.
5. Die Mitgliedschaft ist weder übertragbar noch erblich.
6. Bei Ablehnung eines Aufnahmeantrages ist der Verein nicht verpflichtet, dem Antragsteller die Gründe der Ablehnung bekanntzugeben.

§ 6

Pflichten der Mitglieder

1. Die Mitglieder verpflichten sich, für die Ziele und den Zweck des Vereins einzutreten.
2. Die Mitglieder des Vereins zahlen Mitgliedsbeiträge, die von der Mitgliederversammlung zu beschließen sind.

§ 7

Mitgliedsbeiträge

Die Höhe der Mitgliedsbeiträge bestimmt die Mitgliederversammlung. Der Vorstand kann auf Antrag einzelnen Mitgliedern den Jahresbeitrag stunden, ermäßigen oder erlassen. Rückstände können nach einer

schriftlichen Mahnung auf Kosten des oder der Säumigen eingezogen werden.

§ 8

Beendigung der Mitgliedschaft

1. Die Mitgliedschaft endet mit dem Tod oder der Aufhebung (bei juristischen Personen) des Mitgliedes, durch Austritt oder durch Ausschluß aus dem Verein.
2. Der freiwillige Austritt ist zum Ende des jeweiligen Geschäftsjahres möglich. Er erfordert eine schriftliche Erklärung gegenüber dem Vorstand vor Beginn des letzten Quartals.
3. Ein Mitglied kann durch Vorstandsbeschluß von der Mitgliederliste gestrichen werden, wenn es
 - a) mit den Beitragszahlungen im Rückstand ist oder
 - b) gegen die Vereinsinteressen verstößt.

Vor der Beschlußfassung zum Ausschluß ist dem Mitglied unter Setzung einer angemessenen Frist Gelegenheit zu geben, sich persönlich vor dem Vorstand zu rechtfertigen. Danach hat das ausgeschlossene Mitglied die Möglichkeit, binnen eines Monats nach Zustellung des Vorstandsbeschlusses über seinen Ausschluß eine Entscheidung durch die Mitgliederversammlung zu beantragen. Diese entscheidet endgültig.

Der Ausschluß ist dem Mitglied mitzuteilen.

§ 9

Organe des Vereins

Organe des Vereins sind die Mitgliederversammlung und der Vorstand.

§ 10

Die Mitgliederversammlung

1. Die Mitgliederversammlung findet mindestens einmal jährlich statt. Sie wird vom Vorsitzenden oder dem stellvertretenden Vorsitzenden des Vereins unter Einhaltung einer Frist von zwei Wochen schriftlich einberufen. Dabei ist die vom Vorstand festgesetzte Tagesordnung mitzuteilen.
2. Außerdem muß eine Mitgliederversammlung einberufen werden, wenn
 - a) der Vorstand dies für erforderlich hält, oder
 - b) ein Drittel der Mitglieder dies unter Angabe des Zwecks und der Gründe vom Vorstand verlangt.
3. Jedes ordentliche Mitglied hat das Recht, an der Mitgliederversammlung teilzunehmen, Anträge zu stellen und das Stimmrecht auszuüben.

§ 11

Die Zuständigkeit der Mitgliederversammlung

Die Mitgliederversammlung ist zuständig für

1. die Wahl des Vorstandes
2. die Wahl der Rechnungsprüfer
3. die Satzungsänderungen
4. die Fassung grundsätzlicher Beschlüsse zur Vereinstätigkeit
5. die Entgegennahme der Geschäfts-, Kassen- und Kassenprüfungsberichte
6. die Entlastung des Vorstandes
7. die Auflösung des Vereins
8. die Ernennung von Ehrenmitgliedern
9. die Festsetzung der Mitgliedsbeiträge.

Die Mitgliederversammlung kann den Vorstand auch vor Ablauf der Amtsdauer mit 2/3-Mehrheit der anwesenden Mitglieder abwählen, wenn diese 2/3-Mehrheit mindestens mehr als die Hälfte der Vereinsmitglieder umfaßt.

§ 12

Leitung der Mitgliederversammlung

1. Die Mitgliederversammlung wird vom Vorsitzenden oder bei dessen Verhinderung vom 1. stellvertretenden Vorsitzenden geleitet.
2. Die Mitgliederversammlung ist beschlußfähig, wenn sie ordnungsgemäß einberufen worden ist.

3. Die Mitgliederversammlung kann eine Ergänzung der vom Vorstand festgesetzten Tagesordnung beschließen. Grundsätzlich entscheidet die Mehrheit der abgegebenen gültigen Stimmen. Stimmenthaltungen bleiben außer Betracht. Für die Änderung der Satzung ist eine Mehrheit von 2/3, zur Auflösung des Vereins eine Mehrheit von 3/4 der abgegebenen gültigen Stimmen der anwesenden Mitglieder erforderlich. Die Art der Abstimmung wird von der Mitgliederversammlung festgelegt.

4. Über die Mitgliederversammlung ist vom Schriftführer des Vereins ein Protokoll anzufertigen, das vom Leiter der Mitgliederversammlung und dem Protokollführer zu unterschreiben ist.

§ 13

Der Vorstand

1. Der Vorstand wird, mit Ausnahme des Vorsitzenden des Beirates, von der Mitgliederversammlung gewählt.
2. Der Vorstand im Sinne des § 26 Abs. 1 BGB besteht aus dem Vorsitzenden, dem 1. stellvertretenden Vorsitzenden, dem 2. stellvertretenden Vorsitzenden, dem Schatzmeister und dem Geschäftsführer (zugleich Schriftführer).
3. Der Vorstand wird auf die Dauer von zwei Jahren gewählt. Wiederwahl ist zulässig.

AUFNAHMEANTRAG

Ich beantrage hiermit meine Aufnahme in den „Verein der Freunde und Förderer des Bergischen Freilichtmuseums“. Satzungsgemäß verpflichte ich mich, für die Ziele und Zwecke des Vereins einzutreten. Mit der mir vorliegenden Satzung erkläre ich mich einverstanden.

Name: _____ Vorname: _____

Titel: _____ geb. am: _____

PLZ/Wohnort: _____

Straße/Haus-Nr.: _____ Telefon: _____

(Ort u. Datum)

(Unterschrift)

Bitte zurücksenden an: Förderverein Bergisches Freilichtmuseum,
Herrn Werner Hütt, Borromäusstraße 1, 51789 Lindlar 1

4. Der erweiterte Vorstand besteht aus dem Vorstand gemäß § 26 Abs. 1 BGB sowie bis zu drei Beisitzern und dem Vorsitzenden des Beirates.
5. Der Museumsdirektor des Bergischen Freilichtmuseums nimmt mit beratender Stimme an den Sitzungen des Vorstandes teil.
6. Der Verein wird gerichtlich und außergerichtlich durch den Vorsitzenden oder den 1. stellvertretenden Vorsitzenden und jeweils ein weiteres Mitglied des Vorstandes im Sinne des § 26 Abs. 2 BGB vertreten.

§ 14

Der Beirat

1. Der Beirat berät und unterstützt den Vorstand.
2. Die Zahl der Mitglieder des Beirates wird auf Vorschlag des Vorstandes von der Mitgliederversammlung bestimmt.
3. Der Beirat wird von der Mitgliederversammlung auf die Dauer von zwei Jahren gewählt. Wiederwahl ist zulässig.
4. Der Beirat bestimmt aus seinen Mitgliedern einen Vorsitzenden, welcher Mitglied des erweiterten Vorstandes ist.
5. Scheidet ein Beiratsmitglied vor Ablauf der Amtsdauer aus, so ist der Beirat berechtigt, für die ver-

bleibende Amtszeit eine Ergänzung aus dem Kreis der Vereinsmitglieder vorzunehmen.

6. Der Beirat kann sich eine Geschäftsordnung geben.

§ 15

Rechnungsprüfung

Die Kassen- und Rechnungsprüfung erfolgt durch zwei nicht dem Vorstand angehörenden Personen. Sie werden zusammen mit dem Vorstand durch die Mitgliederversammlung gewählt.

MITGLIEDSBEITRÄGE 1991

Mindestbeiträge pro Jahr:

Einzelmitglieder	40,— DM
Schüler, Auszubildende, Studenten	20,— DM
Mitglieder, deren Ehegatte (oder Kinder ebenfalls Mitglied sind)	30,— DM
Juristische Personen (Firmen, Behörden, Organisationen)	100,— DM

EINZUGSERMÄCHTIGUNG

Hiermit ermächtige ich den Schatzmeister des Vereins der „Freunde und Förderer des Bergischen Freilichtmuseums“ für die Dauer meiner Mitgliedschaft jährlich

DM _____

von meinem Konto-Nr. _____ (BLZ _____)

bei der Bank/Sparkasse _____

einanzuziehen. Diese Ermächtigung gilt bis auf Widerruf.

(Ort u. Datum)

(Unterschrift)

Als die Nahrung auch noch aus dem Baumhof kam

Ursprünglich waren alle Obstarten Bestandteile der Wälder, vornehmlich der Waldränder. Aus den häufig nicht genießbaren Wildfrüchten entstanden nach und nach über Zufallssämlinge und Sproßmutationen Bäume und Sträucher, deren Früchte vor allem geschmacklich angenehme Verbesserungen darstellten. Diese galt es nun zu erhalten und zu vermehren. Man weiß, daß den Römern die „Kunst des Veredelns“ über das sog. Spaltpropfen - wenn auch nur vereinzelt - bekannt war. Sie hatte so die Möglichkeit, zufällig gefundene bessere „Sorten“ durch Aufveredeln auf junge Wildlinge derselben Art zu sichern und zu verbreiten. Später haben sich vornehmlich die Klöster um die weiteren Sortenverbesserungen gekümmert. An Hand von Urkunden ist nachzuweisen, daß z.B. die Zisterziensermönche der Klöster Altenberg und Dhünnwald in ihren Gärten obst- und gartenbauliche Versuche zur Sorten- und Anbauverbesserung durchgeführt haben. Sie waren es auch, die bereits im 12. Jahrhundert ihre Pächter verpflichteten, in jedem Jahr eine bestimmte Anzahl von Obstbäumen zu pflanzen und zu veredeln. Die bisher in der Pflanzengemeinschaft Wald lebenden Obstgehölze waren mit der Kenntnis über das Veredeln zur Kulturpflanze geworden, die in vielen Landstrichen mehr und mehr landschaftsbestimmenden Charakter annahm. Schon bald - im Bergischen Land vermutlich seit dem 11. Jahrhundert - zog man hochstämmige Bäume heran, um die mit Obstbäumen bestanden Flächen auch durch Weidevieh nutzen zu können. Einen solchen doppelgenutzten Baumhof nannte man Bungert (auch Bongert). Dort, wo sich die einzelnen Steinobstarten gut eigneten, fand die Ernährungsgrundlage der Bevölkerung eine wesentliche Ergänzung. Mit dem Auffinden immer besserer Sorten und der Verfeinerung

der Anbau- und Pflegemethoden war das Obst aus dem Garten oder aus der nahen Viehwiese sogar zu einem nicht mehr zu entbehrenden Bestandteil der Ernährung geworden. Die schon frühzeitige große Bedeutung des Obstanbaus ist auch daran zu erkennen, daß es möglich war, nach Notzeiten, z.B. nach dem 30jährigen Krieg, oder nach Naturkatastrophen, Brandschatzungen und Plünderungen mit den Obsterträgen eine schnellere Gesundung der betroffenen Orte oder Gebiete herbeizuführen.

Bestimmte Obstarten und -sorten wurden stets dort angepflanzt, wo sie aufgrund langjähriger Beobachtungen gut gediehen. Bereits Ende des 18. Jahrhunderts waren die spezifischen Ansprüche der bis dahin verwendeten Sorten weitgehend bekannt, was bei der Wahl des Standortes für die einzelne Sorte beachtet wurde. Hinsichtlich Ertragshöhe, Ertragssicherheit und Widerstandsfähigkeit der Bäume und Früchte gegen Schädlinge und Krankheiten und nicht zuletzt im Hinblick auf die beabsichtigte Verwertung der Früchte wurden an die Sorten zunehmende Ansprüche gestellt. Die Sortimente waren so zusammengestellt, daß man sich über das ganze Jahr aus den Obsterträgen der eigenen Bäume versorgen konnte, wobei die ertragssicheren Lokalsorten vorrangig angepflanzt wurden.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erreichte der Obstbau einen enormen Aufschwung. Das hatte mehrere Gründe: Zu diesem Zeitpunkt ging es der hiesigen Bevölkerung bei relativ stabiler politischer Lage nicht schlecht, die obst- und gartenbauliche Forschung und die fachlichen Hinweise und Sortenbeschreibungen in teils exzellenten Fachbüchern hatten einen bis dahin nicht gekannten Höhepunkt erreicht,

und überall war man mit einem außergewöhnlichen Übereifer bemüht, neue Obstsorten zu finden und zu benennen. Es war die Zeit der Lokalsorten mit einem fast undurchdringlichen Sortenvielerlei bei Namensfindungen, die noch heute zu Verwirrungen führen und mit denen damals nur wenige namhafte Pomologen zurecht kamen. Nicht zuletzt hat auch die Verordnung der königlich preußischen Regierung in Düsseldorf vom 13. November 1822 zur obstbaulichen Ausweitung und Verbesserung beigetragen. Die Verordnung verpflichtete alle Landschulen, den Obstbau in Theorie und Praxis in den Unterrichtsplan aufzunehmen.

In den bevorzugten Anbaugebieten entstanden überall Obstpressen (Krückchespaschen), die den Saft geeigneter Sorten zu streichfähigem Brotaufstrich verarbeiteten. Dieses Obstkraut ist sehr lange haltbar und war sehr beliebt (und ist es heute wieder). Ganz besonderes Apfelkraut wurde vorwiegend von den Sorten Seidenhemdchen und Bäumchenapfel hergestellt. Hier muß angemerkt werden, daß diese Art der Obstverwertung bei der Landbevölkerung längst bekannt war und praktiziert wurde. Erst als die Obstproduktion weit über den Eigenbedarf hinausging, entstanden gewerbliche Verwertungseinrichtungen. Andere Sorten wurden wegen ihrer Unempfindlichkeit und ihrer langen Haltbarkeit angepflanzt, wie Boikenapfel, Mautapfel und Luxemburger Renette, und einige Sorte, z.B. der Rheinische Bohnapfel ließen sich sogar in Erdmieten gut und frisch bis ins Frühjahr halten. Die Sorten Weißer Klarapfel, Wintergoldparmäne und stellenweise auch die Rote Sternrenette waren zwar nicht besonders anbauwürdig, waren jedoch wegen ihrer guten Befruchtungsereigenschaften überall vertreten. Es wurden aber auch verbreitet Apfelschnitzel getrocknet. Hierzu dienten meistens die sehr festfleischigen und zuckerhaltigen Renetten. Anders als heute waren die Birnen dort, wo sie wegen ihrer höheren Ansprüche noch gediehen, für die Landbevölkerung be-

sonders wichtig. Eine vermutlich aus Anfang des 19. Jahrhunderts stammende Bemerkung unterstreicht die große Bedeutung dieser Obstart:

M'r essen Bieren, m'r drinken Bieren un mir nemmen Bieren für op et Broet tu schmieren.

Das will sagen, daß neben dem Frischverzehr und der getrockneten Birnenschnitzel Birnensäfte und vergorener Saft „Schämel“ genannt, beliebt waren und Birnenkraut ebenso wie Apfelkraut als Brotaufstrich diente. Hierzu eigneten sich besonders die in großer Sortenvielfalt angebauten, meist sehr süßen Bergamotten, im Bergischen kurz „Motten“ genannt. Neben diesen Motten wurden einige Sorten, z.B. die sehr robuste, großkronige Gute Graue vorwiegend zu Dörrobst verarbeitet. Beim Steinobst war zwar immer eine ganze Reihe von mehr oder weniger geeigneten Sorten vertreten, aber die seit Jahrhunderten bewährte Hauszwetsche war fast überall anzutreffen (und daran hat sich bis heute nichts geändert) und diente hauptsächlich zum Dörren. Deshalb heißen die Hauszwetschen hier auch heute noch Backprummen.

Im Gegensatz zum süddeutschen Raum findet man für die bergischen Gebiete keinerlei Hinweise auf das Brennen von sehr zuckerhaltigen Früchten.

Zusammengefaßt: Der bergische Mensch beherrschte schon sehr frühzeitig den Anbau brauchbarer Obstsorten. Er war aber auch zunehmend auf die Obsterträge angewiesen und hat alle Möglichkeiten ausgeschöpft, sich über das ganze Jahr mit dem selbst gewonnenen Obst zu versorgen.

Das Bergische Freilichtmuseum hat damit begonnen, einige bedeutende frühere Sorten wieder anzubauen und auf diese Weise der Landschaft und der Bevölkerung zu erhalten.

DAS PORTRÄT

Mit grüner Schürze und Gießkanne?

Monika Vater im Gespräch mit Manfred Steffens, Gärtnermeister des Bergischen Freilichtmuseums

Zur Gärtnerei ist er eher auf Umwegen gekommen. Polizist war er zunächst, doch weil er lieber an der frischen Luft arbeiten wollte, ließ sich Manfred Steffens, Jahrgang 1956, schließlich zum Gärtner umschulen. Nach der Ausbildung arbeitete er in einem Garten- und Landschaftsbaubetrieb und legte 1992 die Meisterprüfung ab. Seit September 1992 ist er im Bergischen Freilichtmuseum beschäftigt.

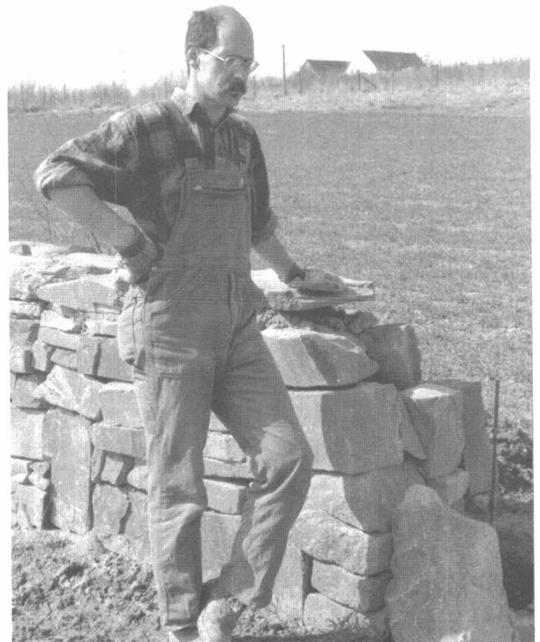
VATER: Herr Steffens, wer in den letzten Monaten durchs Museumsgelände gegangen ist und Sie bei der Arbeit beobachtet hat, wird wohl eher an einen Maurer als an einen Gärtner gedacht haben. Sie schichten Bruchsteinmauern auf, hantieren mit großen Grauwackeblöcken...

STEFFENS: Die meisten Menschen denken bei dem Wort Gärtner an jemanden mit grüner Schürze und einer Gießkanne. Das ist aber ein Klischee. Tatsächlich ist der Gartenbau in ganz verschiedene Bereiche aufgeteilt, darunter auch den Garten- und Landschaftsbau, der z.B. Kinderspielflächen, Treppen und Terrassen oder Sportanlagen gestaltet. Hier im Museum geht es natürlich um andere Dinge. Gerade habe ich eine sogenannte „Schweinemauer“ errichtet, wie es sie früher im Bergischen sehr zahlreich gegeben hat. Im Vordergrund stehen aber schon die Arbeiten im grünen Bereich.

VATER: Gerade jetzt im Frühjahr fällt ja auch vermehrt Arbeit in den Gärten an. Da gibt es bestimmt einiges zu tun.

STEFFENS: Aber sicher. Soweit es geht, pflege ich die Gärten selbst. Außerdem stelle ich

Manfred Steffens erläutert den Aufbau einer Schweinemauer



- immer in Abstimmung mit der Museums-ökologin - die Bewirtschaftungspläne für die Gärten auf. Es gibt aber auch einen regen Austausch mit der Landwirtschaft. Man hilft sich gegenseitig. Wenn Not am Mann ist, springe ich schon mal bei der Kartoffelernte ein.

VATER: Es steht doch fest, daß in den Museumsgärten nur angebaut wird, was früher in bergischen Gärten heimisch war. Und für den Garten des Bandweberhauses existiert sogar ein direktes Vorbild. Was gibt es da noch zu planen?

STEFFENS: Richtig ist, daß für die einzelnen Gärten Grundpläne vorliegen, in denen festgelegt ist, welche Blumen, Obst- und Gemüsesorten angebaut werden sollen. Weil wir aber völlig auf chemische Düngung oder Schädlingsbekämpfung verzichten, müssen nun die Standorte der einzelnen Arten ständig gewechselt werden, um Krankheiten oder Schädlingsbefall zu vermeiden. Wo etwa in diesem Jahr eine Sorte aus der Kohlfamilie wächst, sollte man die nächsten fünf Jahre etwas anderes pflanzen. Bei anderen Arten sind diese Zeiträume kürzer oder länger. Das muß alles ganz genau aufeinander abgestimmt werden, wenn der Garten richtig gedeihen soll.

VATER: Der Verzicht auch Chemie im Bergischen Freilichtmuseum liegt ja vor allem daran, daß man den Besuchern zeigen will, wie man es anders machen kann. Gibt es da keine Umstellungsschwierigkeiten, wenn man aus dem konventionellen Gartenbau kommt?

STEFFENS: Zum Glück habe ich nie in einem Betrieb gearbeitet, der massiv Chemie eingesetzt hat. Dafür habe ich aber durch Kontakte mit der Ökologischen Bildungsstätte in Hennef/Sichterscheid Kenntnisse im ökologischen Gartenbau sammeln können. Das zahlt sich jetzt aus. Aber es gibt noch eine Menge dazuzulernen. Früher wurde doch vieles anders gemacht als heute.

VATER: Können Sie uns ein Beispiel für solche Unterschiede zwischen modernem und historischem Gartenbau geben?

STEFFENS: Nun, beispielsweise gehörte die Veredelung von Obstbäumen zu meiner Ausbildung, ich habe ja in einer Baumschule gelernt. Die alte „Geißfußtechnik“, die wir kürzlich hier im Museum angewendet haben, kannte ich aber nur aus der Theorie. Das mußte ich erst üben. Auch die alten Obstsorten kamen in der Ausbildung nur am Rande vor. Jetzt lese ich abends sehr viel in Büchern nach, um mir alles Nötige anzueignen. Leider gibt es heute kaum noch jemanden, der über diese ganzen Dinge wirklich gut Bescheid weiß.

VATER: Sie sind jetzt ein gutes halbes Jahr am Museum. Wenn Sie ein Resümee ziehen sollten, was wäre Ihnen da besonders wichtig?

STEFFENS: Das Schöne an der Museumsarbeit ist für mich ihre Vielseitigkeit. Es gibt fast kein Gebiet der Gärtnerei, das hier keine Rolle spielte. Besonders spannend finde ich, daß ich von Anfang an miterleben kann, wie sich alles entwickelt.

Ich kann beobachten, wie die frisch veredelten Bäume zu einer richtigen Obstwiese heranwachsen oder wie sich durch Flugsamen und Vögel Wildgehölze an der Schweinemauer ansiedeln. Das Museumsgelände wird sein Gesicht im Laufe der Jahre stark verändern. Darauf bin ich neugierig.

Kräuter zum Heilen und Würzen

Wurden in früheren Zeiten schon spezielle Pflanzen zu Heilzwecken und zum Würzen in bergischen Gärten kultiviert?

Pflanzen, die für bestimmte Heil- und Würzwecke gebraucht wurden, hat man schon seit der Antike in Gärten herangezogen und verwendet. Schon vor der Heilkunst der Ärzte existierte zu allen Zeiten die Volksmedizin. Es gab heilkundige Frauen und Männer, die sich intensiv mit der Natur verbunden fühlten. Sie hatten große Erfahrungen im Umgang mit Pflanzen und sammelten selbst Kräuter und Wurzeln. Diese Heilkundigen suchten sich wahrscheinlich die ersten Pflanzen, um sie in Hausnähe heranzuziehen.

Später wurden die Heilpflanzen bei den Drogisten und Apothekern kultiviert. In ihren Gärten, die auch im Bergischen bestanden, fand man gegen fast jede Krankheit das richtige Kraut. Der Heilkundige züchtete selbst die Drogen und verkaufte sie, nachdem sie getrocknet oder anders zubereitet worden waren. Diese Kräutergärten orientierten sich sehr stark an alten Klostergärten, die von heilkundigen Mönchen angelegt wurden. Bei den Drogisten wird man auch die ersten südländischen Gewürzkräuter gefunden haben, die unsere Region erreichten. So wie wir uns heute einen Bauerngarten vorstellen, werden diese Gärten früher angesehen haben. Sie wirkten bezaubernd durch ihrer Harmonie aus Gemüse, Kräutern und Blütenpflanzen. Durch Vermehrung gelangten von dort aus Pflanzen auch in andere Gärten.

Für Heilkräuter im eigentlichen Sinne war nicht viel Platz in hiesige, bäuerlichen Gärten, da man jedes Fleckchen zum Anbau von Gemüse brauchte. Die Bäuerinnen mußten versuchen soviel Nahrung wie möglich in ihrem Garten heranzuziehen, um die große

Familie zu sättigen. Blumen wurden an den Rand gedrängt und Würzkräuter gab es nur wenige.

Da früher die Speisen nicht so stark gewürzt wurden wie heute, war auch der Bedarf an Gewürzen geringer. Die Würzpflanzen Schnittlauch, Meerrettich, Borretsch und Bohnenkraut gab es jedoch auch zu dieser Zeit. Petersilie, sowie Kräuter aus dem Mittelmeerraum hingegen, waren nur in wenigen Gärten zu finden, denn „Wat der Buur nit kennt, dat frißt hä nit.“ Aus diesem Grunde wurden diese ‚neumodischen‘ Gewürze nicht angebaut.

Pflanzen zu Heilzwecken sucht man sich im Allgemeinen in der freien Natur. Die weitgehend ungestörte Weide, der Wald und die Brachflächen dienten hier als ergiebige Fundorte. Heilkräuter, die nicht unbedingt typisch für unsere Gegend waren, die man also nur selten wild fand, durften sich im Garten ausbreiten, so z.B. der Wermut und die Pfefferminze. Wermut durfte in keinem Bauerngarten fehlen, da er in der Tiermedizin gebraucht wurde. Heilkräuter, die stark wucherten, wie unter anderem der Baldrian und der Rainfarn, wurden an den Garttrand verwiesen. Für den unten beschriebenen Holunder fand sich immer ein Plätzchen. Er sät sich oft selbst aus und wurde gerne geduldet.

So fand sich für jedes Übel eine Pflanze, gleich ob sie direkt aus der Natur kam oder ob sie speziell zur Heilung in Gärten angebaut wurde.

In der heutigen Zeit sollten wir uns wieder Gedanken machen, wieviel Gutes uns die Natur schenkt und was sie uns alles zu unserem Nutzen geben möchte.

Aus der Vielzahl der Heil- und Würzpflanzen, die es in unserer Region gibt, werden nachfolgend 2 stellvertretend beschrieben:

Holunder

Der Holunderstrauch, der manchmal zu einem bis zu 7 Metern hohen Baum werden kann, ist in unserer Region häufig zu finden. Er bevorzugt feuchte Wälder, Säume und Schuttplätze und ist als Kulturbegleiter oft in der Nähe von Siedlungen anzutreffen. Seine kleinen, weiß-gelblich, stark duftenden Blüten, die in einer Trugdolde zusammengefaßt sind, erblühen von Mai bis Juni. Die reifen, schwarzvioletten Holunderbeeren können von September bis Oktober geerntet werden. Sie enthalten einen kräftigen, blutroten Fruchtsaft.

Als heilkräftige Teile der Pflanze werden Blüten und Früchte gesammelt. Holunderblütentee, auch Fliederblütentee genannt, wirkt stark schweißtreibend und wird daher bei fieberhaften Krankheiten verwendet, die durch Ausschwitzen gelindert werden können. Ebenso hilft der Saft der reifen Früchte bei Erkältungskrankheiten und stärkt die Abwehrkräfte. In geringen Mengen roh getrunken wirkt er abführend. An dieser Stelle sollte erwähnt werden, daß alle Teile des Holunders roh genossen giftig sind!

Blätter, Wurzeln und Beeren wurden von unseren Vorfahren gerne zum Färben genutzt. Als Insektizid gegen Schädlinge im Garten werden die Blätter verwendet. Früher hat man sie zur Fliegenabwehr bei der Käsezubereitung in die Milchküche gehängt. Außerdem rieb man sich die Haut mit den Blättern ab, wenn die Mücken zu sehr plagten.

Die Verwendung des Holunders in der Küche ist schon lange bekannt. Wie lecker sind doch Holunderkuchlein. Frische, duftende Blüten werden in Eierkuchenteig getaucht und in der Pfanne, in Öl schwimmend ausgebacken, anschließend mit Zimt und Zucker überstreut. Der Geschmack ist unübertrefflich.



(Zeichnung: Frielingsdorf)

Holundersekt ist ein prickelnder Genuß. Blütendolden werden mit Zucker, Wasser und Zitronen einige Tage vergoren und anschließend auf Flaschen gezogen und gut verdrahtet. Nach kurzer Lagerung kann er als erfrischendes Getränk (enthält wenig Alkohol) getrunken werden. Leckere Gelees lassen sich aus den Früchten zubereiten und erhitzter Holunderbeersaft mit Gewürzen und Zitrone erwärmt das Gemüt an kalten Wintertagen.

Bei den Germanen galt der Baum als heilig und noch vor einigen Jahren genoß der 'Hollerbusch' ein hohes Ansehen bei der bäuerlichen Bevölkerung. So sagt ein altes Sprichwort, daß man vor einem Holunderbaum den Hut ziehen müsse. Ihn umzuschlagen galt als schwerer Frevel, der Unglück oder sogar den Tod brachte.

Schnittlauch

Schnittlauch oder Suurkruut, wie die Staude im Lindlarer Raum genannt wird, fehlte früher in keinem Garten.

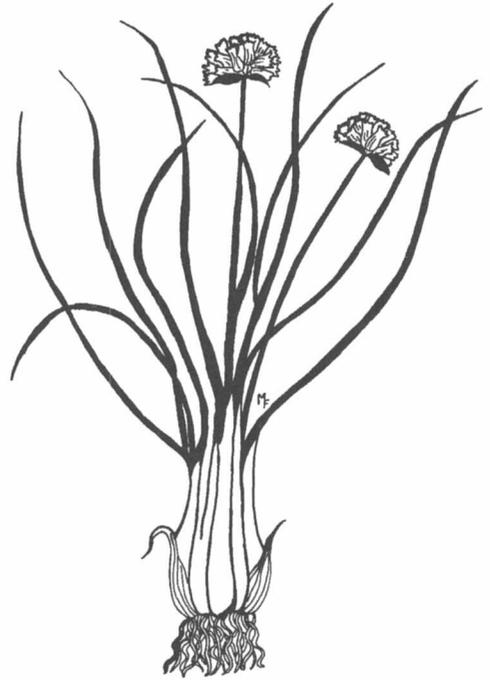
Auch heute noch ist die kultivierte Gewürzpflanze häufig in Gärten und gelegentlich verwildert an Böschungen zu finden. Die purpurrosa Blüten, die von Mai bis August erscheinen, sieht man nicht oft, da sie, um die Pflanze zu kräftigen, entfernt werden.

Schnittlauch wurde schon im Altertum als Würzpflanze sehr geschätzt, da er viele Gerichte verfeinert. Zu allen Speisen, zu denen Zwiebel verwendet wird, paßt auch der zarte Geschmack des Lauches.

Obwohl Schnittlauch ein Würzkraut ist, besitzt er doch blähungs- und harntreibende Eigenschaften. Außerdem gilt er als magenstärkend, verdauungsfördernd und blutdrucksenkend.

Schnittlauch, in Röllchen geschnitten, läßt sich sehr gut in der Kühltruhe aufbewahren und kann somit jederzeit verwendet werden. Eine andere Art der Haltbarmachung ist das Trocknen mit Salz bei geringer Wärmezufuhr. Dieses Schnittlauchsatz bereichert jedes Gewürzregal. Weißer Weinessig auf die Blüten aufgesetzt ergibt einen rosa-farbenen, leicht aromatischen Kräutereisig. Lecker ist auch das ‚Suurkruuts-gemös‘. In unserer Gegend ist es noch vielen bekannt. In eine Kartoffelsuppe, die nach dem Kochen mit Milch oder Sahne aufgefüllt wird, gibt man reichlich Schnittlauchröllchen und läßt alles gut durchziehen. Dieser Eintopf ist ein Festessen im Frühjahr.

Die Staude läßt sich gut durch Teilung vermehren und gedeiht auch prächtig im Blumenkasten. Damit ist sie ein geschätzter Vitaminspender während des Winters.



(Zeichnung: Frielingsdorf)

Die unverpackten Lebensmittel - es gab sie tatsächlich einmal

Wir müssen nicht erst 5.000 Jahre zurückdenken und bis nach Mesopotamien gehen, wo die ersten geflochtenen Weidekörbe als Transportmittel eingesetzt wurden. Auch nicht in die Zeit zurück, als die Menschen aus Häuten und Fellen Beutel nähten oder im Römischen Reich die ersten Bronzeeimer und Silberkessel hergestellt wurden.

Bleiben wir im Bergischen Land und erinnern uns an die Zeit zurück - vielleicht vor nur 150 Jahren - als es noch kaum Industrie, wenig Handel und vor allem keine Geschäfte gab. Der überwiegende Teil der Bevölkerung lebte auf Bauern- und Gutshöfen und versorgte sich selbst. Alles, was die Menschen damals auf den Höfen zum Leben brauchten, produzierten und verarbeiteten sie selbst. Die bäuerliche Großfamilie war zugleich Produzent, Verarbeiter als auch Konsument von Lebensmitteln. Diese „Mittel zum Leben“ zählen bis heute zu den Grundnahrungsmitteln. Man kann davon ausgehen, daß die Menschen - da sie keine anderen Nahrungsmittel wie z. B. Orangen, Kiwis, Schokoriegel, Pizza, Reis, Erdnüsse kannten - mit ihren Produkten zufrieden waren. Wir haben heute fast vergessen, welche landwirtschaftlichen Produkte zu den Grundnahrungsmitteln zählen:

Getreide, Fleisch, Milch, Eier, heimisches Obst- und Gemüse, Kartoffeln, evtl. Honig und Nüsse.

Da diese Nahrungsmittel nicht das ganze Jahr über zur Verfügung standen, wurden sie nicht nur frisch zubereitet, sondern zu anderen Lebensmitteln verarbeitet und haltbar gemacht.

Also doch Verpackung ? - Gefrierbeutel, Joghurtbecher, Kartons, Flaschen ... ?

Nein! Geflochtene Körbe aus Weiden oder Stroh und Gefäße aus Holz (Kisten und Fässer) dienen nicht nur dem Transport von Gütern, zum Beispiel zu den Märkten der umliegenden Städte, sie waren auch nutzbar als Aufbewahrungsort von Lebensmitteln und wurden als Haushaltsgeräte verwendet. Töpfe aus Ton waren wahre Vielzweckgeräte; sie wurden nicht nur zum Transportieren, sondern auch beispielsweise zum Konservieren und Zubereiten von Nahrung genutzt.

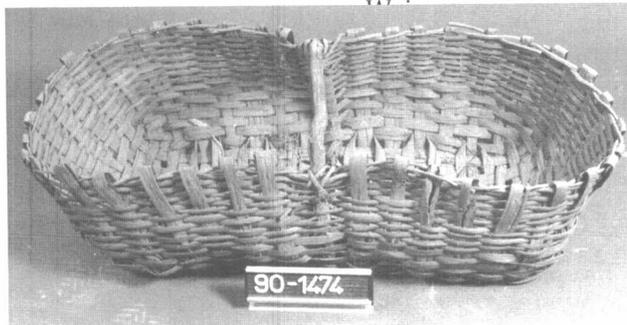
Unsere Vorfahren mußten ihren kostbaren Hausrat so vielfältig nutzen und mehrfach verwenden, weil für sie Rohstoffe und Energie außerordentlich schwierig zu gewinnen waren, und in jedem schlichten Gefäß steckte eine Menge handwerklicher Arbeit. Im Zuge der industriellen Massenfertigung gingen viele der traditionellen Handwerkszünfte unter, die Verpackungen und Behälter hergestellt haben. Töpfer, Kesselschmiede, Glasbläser, Korbflechter und Böttcher starben aus.

Weil die Güter in der Regel dort hergestellt wurden, wo sie auch ihre Abnehmer fanden, konnten die handgefertigten Gefäße immer wieder verwendet werden, so lange, bis sie schließlich zerbrachen.

Nachfolgende Tabelle informiert über die Grundnahrungsmittel, ihrer Verpackungsart sowie ihre Weiterverarbeitung zu anderen Nahrungsmitteln und ihre Lagerung:

*Abbildungen Seite 33:
„Verpackungen“ aus
der Sammlung des
Bergischen Freilichtmuseums*

Grundnahrungsmittel	„Verpackung“ des ursprünglichen Produkts	Verarbeitung zu	„Verpackung“ des verarbeiteten Produkts	weitere Verarbeitung zu	„Verpackung“
Getreide	Holztruhe Leinensack	Mehl	Sack Kiste	Brot Gebäck Fladen Gries	Steingut Tuch Kiste
		Kaffee Bier hochproz. Alkohol	Steingut Faß, Krug Faß, Gasballon		
Milch	Kanne Steingut	Butter Käse Sahne	Faß Steingut Kanne		
Eier	Korb	Soleier			
Fleisch	(Keller)	Dörrfleisch Pökelfleisch Einkochgerichte Wurst, Schinken Speck, Schmalz	Topf Haut, Därme Steingut Kiste, Sack Gasballon, Faß		
Kartoffeln	Korb Kiste, Sack (Keller)	Kartoffelmehl hochproz. Alkohol	Steinfaß Kiste mit Sand		
Gemüse	Korb Kiste (Keller)	Sauergemüse (z.B. Kohl, Bohnen, Gurken) Einkochgemüse Einlagergemüse	Glas Kiste, Korb Glas Glas Krug Gasballon, Krug		
Obst	Korb Kiste	Einkochobst Dörrobst Marmelade Kraut Essig			



Schädlinge und Nützlinge im Garten

1. Einleitung

Früher, als einerseits ein wesentlicher Beitrag zur Ernährung aus dem häuslichen Nutzgarten kam und andererseits die „chemische Keule“ aus dem Labor nicht zur Verfügung stand, wußte jeder Hausgartenbewirtschafter um die tierischen und pflanzlichen Schädlinge und Nützlinge im Garten.

Heute geraten diese Kenntnisse immer mehr in Vergessenheit, wenn auch die „Ökowelle“, die in aller jüngster Zeit auf das Gebiet der BRD überschwappte, diese Kenntnisse wieder reaktiviert hat.

Im folgenden wird die Rolle einiger Tiere im Garten beispielhaft aufgezeigt. Hierbei sollte jedoch nicht vergessen werden, daß die Lebensräume der angesprochenen Tiere von der Pflanzenwelt abhängig sind. Die Pflanzen wiederum verdanken den abiotischen Begebenheiten eines bestimmten Raumes ihre Existenz.

Die Tiere im Garten werden von der Allgemeinheit meist als Schädlinge angesehen. Dies gilt jedoch nur dann, wenn sie in größeren Mengen auftreten. Allerdings haben alle Tiere im System Natur eine Bedeutung und jedes kann zum Nützlichling werden, indem es sich von „Schädlingen“ ernährt. Chemische Bekämpfungsmittel, aber auch chemische Düngemittel, können aufgrund der meist unspezifischen Wirkung auf Biozöten auch Nützlinge treffen und sollten deshalb nicht angewendet werden. Wer die Nützlinge schützt, kann auf die „chemische Keule“ weitgehend verzichten.

2. Schädlinge im Garten

Die im nachfolgenden aufgeführten Schäd-

linge bzw. Schädlingsgruppen sind mehr oder minder für ausgefallene bzw. geminderte Erträge aus dem Garten verantwortlich. Auch Zierpflanzen werden von ihnen geschädigt. Ein wichtiger Part wird in diesem Zusammenhang von den Schmetterlingsraupen (z.B. Apfelwickler, Frostspanner, Kohlweißling, Gespinnstmotte, Baumwweißling, Kohlmotte u.a.) eingenommen. Aber auch Blattläuse, Blutläuse, Schildläuse, Spinnmilben, Rüsselkäfer, Nematoden, Wurzelälchen, Fliegen, Erdflöhe, Engerlinge, Minierfliegen, Schnecken, Blattwespen, Blattwanzen etc. spielen eine wesentliche Rolle als ertragsmindernde Faktoren. Neben dieser großen Gruppe der Insekten können auch Säugetiere wie z.B. Mäuse, Kaninchen u.a. sowie Vögel als potentielle Schädlinge angesehen werden. Daneben gibt es viele Pilzkrankheiten. An dieser Stelle genannt seien der Mehltau, verschiedene Rostpilze, der Rußtau oder etwa Schimmelpilze, die die Pflanzen schädigen. Auch die kleinsten bekannten Lebewesen, nämlich Bakterien und Viren, verursachen entsprechende Ausfälle an den Nutzpflanzen.

3. Nützlinge

Bei den Nützlingen sind zwei große Gruppen zu unterscheiden. Die eine Gruppe sorgt primär für die Ernährung der Pflanze. Dies geschieht dadurch, daß organische Substanz durch immer größere Zerkleinerung bis in ihre anorganischen Bestandteile zerlegt wird, die dann wieder von den Pflanzen aufgenommen werden können. Als auffälligster und wichtigster Vertreter wäre an dieser Stelle der Regenwurm zu erwähnen. Daneben gibt es sehr kleine Lebewesen wie z.B. die Springschwänze, aber auch Insekten, die für die vorbereitende Zerkleinerung der Substanz verantwortlich sind, be-

vor die Bakterien und Pilze ihre Aufschlüsselung in die anorganischen Bestandteile übernehmen.

Der Regenwurm verdankt seinen Namen dem Umstand, daß viele seiner Artgenossen nach Niederschlägen an die Bodenoberfläche kriechen und dort sichtbar werden. Dies geschieht jedoch nicht aus Sauerstoffmangel oder Erstickungsgefahr, da der Regenwurm über seine Haut atmet und somit nicht ertrinken kann. Es ist jedoch nicht Regenwurm gleich Regenwurm, denn zu der Familie der Lumbricide gehören etwa 170 Arten, von denen bei uns etwa 39 vertreten sind. Die bekannteste Art ist der ca. 25 cm lange, rötlich-braune Regenwurm (*Lumbricus terrestris*).

Viele Menschen befällt Ekel, wenn sie den Namen „Regenwurm“ auch nur hören. Anders denken sicherlich Gartenbesitzer und biologisch anbauende Landwirte, für die der Regenwurm einen entscheidenden Beitrag zur Fruchtbarkeit eines Standortes leistet. Für sie lautet das Grundprinzip: „Je belebter ein Boden ist, um so fruchtbarer ist er auch.“ In einem gesunden, biologisch richtig gepflegten Boden in unserer Region rechnet man mit einem Besatz von ca. 200 Regenwürmer pro Quadratmeter. Gute Gartenerde kann bis zu 300 Regenwürmer pro Quadratmeter beherbergen. Seine enorme Wühlarbeit im Boden (die Kraft eines Regenwurmes ist bezogen auf das Körpergewicht und die geleistete Arbeit 80 - 90 mal so groß wie die eines Pferdes) bewirkt eine Bodendurchmischung und Durchlüftung.

Die während dieser Wühlarbeit aufgenommene Nahrungsmenge/Tag entspricht seinem eigenen Körpergewicht. Dabei sorgen Kalkdrüsen im Darm des Regenwurms dafür, daß aufgenommene Säuren neutralisiert und die während der Verdauung gebildeten Ton-Humus-Komplexe zum Kalkhumat stabilisiert werden. Dieses Kalkhumat ist die beste dauerhafteste Humusform, die das 2-2,5fache an Kalk, das 7fache an Phosphor,

das 11fache an Kali, das 2-6fache an Magnesium und das 5-7fache an Stickstoff im Verhältnis zur besten Gartenerde enthält. Zusammenfassend kann man sagen, daß die Regenwürmer durch die Lockerung des Bodens infolge ihrer pausenlosen Grabtätigkeit dafür sorgen, daß der Boden durchlüftet und durchmischt wird. Daneben werden aus Pflanzenteilen, die zusammen mit Mineralteilen aufgenommen werden, sog. Ton-Humus-Komplexe, gebildet, die die beste Voraussetzung für das Pflanzenwachstum darstellen.

Die zweite Gruppe der Nützlinge betätigt sich als Vertilger der Schädlinge an den Nutzpflanzen. Als eine große Gruppe sind hier die Vögel zu nennen, die sich insbesondere in Zeiten der Brutaufzucht von Insekten ernähren. So frißt z.B. ein Meisenpaar zur Fütterung seiner Brut jeden Tag bis zu 1.000 Insekten. Aber auch im Bereich der Säugetiere gibt es große Insektenvertilger. Hier ist stellvertretend der Igel zu nennen. Er frißt Mäuse, Raupen, Schnecken und Insekten. Aus dem Bereich der Lurche sind insbesondere Frösche und Kröten hervorzuheben, die viele Insekten, einige Arten auch Schnecken, fressen.

Aufgrund der Artenvielfalt im Insektenbereich sind hier viele Vertreter vorhanden, die selbst auf das Vertilgen anderer schädlicher Insekten spezialisiert sind.

Das folgende Schaubild zeigt eine Auswahl dieser Tiere.

Aus dem Bereich der Insekten sind unter den Nützlingen insbesondere der Marienkäfer und die Florfliege hervorzuheben. Sowohl die Raupen als auch die erwachsenen Tiere vertilgen Unmengen an Blattläusen, so daß es hier zu keiner Übervermehrung dieser schädlichen Tiere kommen kann.

4. Zusammenfassung:

Durch ein gestiegenes Umweltbewußtsein

Der Naturpark Bergisches Land

Natur - Kultur - Kunst - Erholung - Landschaft

Die fünf Schlagworte stehen für ein sehr breites Spektrum von Zielen, Aufgaben und konkreten Planungen, die mit Naturparks generell und dem Naturpark Bergisches Land speziell in Verbindung stehen.

Das Landschaftsgesetz NRW definiert Naturparke als „großräumige Gebiete, die sich durch Vielfalt, Eigenart und Schönheit von Natur und Landschaft auszeichnen und für die Erholung besonders eignen“.

Dies beinhaltet sowohl Verpflichtungen für Natur und Landschaft als auch den Auftrag, für die Erholung breiter Bevölkerungskreise zu sorgen. Zu erreichen ist dies heute nur mit umwelt-, sozial- und kulturverträglichen Formen der Freizeit- und Erholungsnutzung.

Der Naturpark Bergisches Land umfaßt im wesentlichen eine typische Mittelgebirgslandschaft, die sich zwischen Rhein und dem Sauerland erstreckt. Die großen Talräume von Wupper, Agger und Sieg, aber auch die kleineren Täler von Dhünn, Sülz und Wiehl sowie deren zahlreiche Nebenflüsse bewirken eine lebhaftere Zertalung des Bergischen Landes. Sie gliedern und prägen diesen an Gewässern reichen Landschaftsraum. Der Wechsel von Wäldern und Wiesen, offenen Tälern und bewaldeten Siefen sowie Dörfern und Weiler mit bergischen Fachwerkhäusern in ihrem schwarz-grauen Schieferkleid kennzeichnen die Eigenart dieser Landschaft und laden zum Wandern und Sich-Erholen ein.

Der Naturpark als landschaftlicher Ausgleichsraum und Freizeit- und Erholungsraum in unmittelbarer Nähe der Ballungsgebiete Bonn-Köln, Düsseldorf und Ruhrgebiet ist einem starken Erholungsdruck insbeson-

dere an Wochenenden ausgeliefert. Er kann dieser Anforderung nur dann gerecht werden, wenn der Besucherstrom gelenkt und in geordneten Bahnen abläuft.

Dieser Aufgabe unterzog sich der 1981 vom Landschaftsverband Rheinland erstellte „Landschaftsrahmenplan Naturpark Bergisches Land“.

Das sogenannte Leitbild Erholung stellt ein Steuerungsinstrument dar, das sowohl die Bedürfnisse der Erholungssuchenden als auch den Schutz von Natur und Landschaft in Einklang bringt. Es beinhaltet eine Raumgliederung, die den Naturpark in Wanderzonen unterschiedlicher natürlicher Eignung, in Bereiche für die Anreise und Einkehr sowie die Naherholung einteilt und Erholungsschwerpunkte unterschiedlicher Ordnung und funktionaler Ausrichtung festlegt.

Diese rahmenhaften Zielvorgaben sind inzwischen im Maßnahmenplan für den Naturpark durch Handlungsempfehlungen konkretisiert worden. Der vom Landschaftsverband Rheinland erarbeitete und 1992 von der Verbandsversammlung des Zweckverbandes beschlossene Maßnahmenplan ist Selbstbindung für den Verband und seine Mitglieder. Die entscheidende Aufgabe des Zweckverbandes ist es anzuregen, zu initiieren und wo nötig, zu koordinieren. Das für einen Zeitraum von ca. 15 Jahren ausgelegte Handlungskonzept umfaßt verschiedene Maßnahmenprogramme. Das Maßnahmenprogramm zur „Verbesserung und landschaftsgerechten Ausgestaltung der Einrichtungen- und Nutzungsangebote für Freizeit und Erholung“ verfolgt zum einen das Ziel der Ordnung und Steuerung des Wander-

verkehrs mit Wanderparkplätzen, Rad- und Wanderrouten. Hierzu gehören z.B. die Ausarbeitung eines Rad- und Wanderwegenetzes für den Naturpark sowie einzelner Wander-/Radtouren - natürlich ökologisch verträglich - mit entsprechendem Informations- und Kartenmaterial. Zum anderen sind einige stark frequentierte, sich ungeordnet entwickelnde Anziehungspunkte durch landschaftspflegerische und gestalterische Maßnahmen zu verbessern.

Bei dem Maßnahmenprogramm „Landespflege“ stehen Maßnahmen der Wiederherstellung und Verbesserung des Naturhaushalts und des Landschaftsbildes sowie die Reduzierung von Schäden und Belastungen im Vordergrund. Unter anderem gehören hierzu die Anreicherung mit Gehölzen in ausgeräumten Teilgebieten, die Vernetzung mit Feldgehölzen und Hecken, die Erhaltung, Pflege und Entwicklung der Talbereiche z.B. als Wiesentäler, aber auch die Sicherung ökologisch wertvoller und weitgehend störungsfreier Landschaftsräume sowie die Erhaltung, Pflege und Entwicklung des Dorfbildes mit den typischen, vielfach noch aus Obstwiesen bestehenden Ortsrändern.

Für die künftige Entwicklung des Naturparkes ist eine Integration seiner Belange und Zielvorstellungen in die planerischen Leitbilder zum Bergischen Land wichtig. Die erheblichen Beeinträchtigungen und Belastungen durch den Straßenverkehr, insbesondere an Wochenenden, stehen dem Ziel der Ruhe und Entspannung in einer landschaftlich reizvollen Umgebung, wie es der Naturpark ist und auch bleiben sollte, entgegen. Die besonders umweltverträgliche Form des Reisens mit dem öffentlichen Personennahverkehr muß deshalb vorrangig gefördert werden.

Einen weiteren Maßnahmenswerpunkt stellt die Öffentlichkeits- und Bildungsarbeit dar. Um dem zunehmenden Bedürfnis der Naturparkbesucher nach umfassenden Informations- und Bildungsangeboten nach-

kommen zu können, ist ein vielschichtiges Programm notwendig. So ist geplant, ein Informationszentrum einzurichten. Dieses bietet sich ideal in Verbindung mit dem Bergischen Freilichtmuseum in Lindlar an (zentrale Lage, gemeinsame Nutzung der Infrastruktureinrichtungen). Weitere Informationsstellen - verteilt über das gesamte Naturparkgebiet und damit bürgernah - sollen die Arbeit des Informationszentrums unterstützen und ergänzen. Es ist anzustreben, daß im Bereich des Naturparks tätige Vereine und Verbände sowie Museen, Volksschulen usw. sich an der Gestaltung des Programms und dessen Durchführung beteiligen; kurz: statt Abgrenzung ist Zusammenarbeit angesagt. Schon heute informieren im Naturpark vor Ort zahlreiche (Natur-) Lehrpfade über die verschiedensten Aspekte unserer Umwelt; sie wecken das Verständnis für Natur und Landschaft und tragen zur Förderung des Umweltbewußtseins bei. Die Neuplanung von Lehrpfaden sollte die integrierende Darstellung von Natur/Landschaft und Kultur zum Ziel haben.

Besonderes Anliegen des Naturparkes wird es sein, auf historisch gewachsene Kulturlandschaftsbereiche aufmerksam zu machen und ihre typischen Landschaftsbilder zu erläutern. Ziel ist es, vor Ort die Entwicklung der Kulturlandschaft ganzheitlich in Abhängigkeit von Natur und Landschaft, Bausiedlungs- und Verkehrsentwicklung, bäuerlicher und waldbaulicher Nutzung usw. darzustellen sowie deren Auswirkungen in der Landschaft über einen längeren Zeitraum aufzuzeigen. Damit soll erreicht werden, daß der interessierte Besucher die Landschaft in ihrer Gesamtheit zu betrachten und zu verstehen lernt.

Als Beispiel sei auf vier Faltblätter zu diesem Thema unter dem Motto „Vor Ort Wandern und Radwandern“ hingewiesen. Sie erfreuen sich großer Beliebtheit und werden entsprechend stark nachgefragt.

Zur Öffentlichkeitsarbeit gehört auch der seit 1983 durchgeführte Wettbewerb „Naturschutz im Naturpark Bergisches Land“, an

dem sich Verbände, Schulen und Privatpersonen beteiligen können.

Natur, Landschaft und das kulturelle Erbe stellen ein hochwertiges Freizeitangebot für die Menschen dar, die Natur und Kultur erleben möchten.

Dies läßt sich für den Naturpark Bergisches Land auf folgende grundlegende Zielvorstellungen zurückführen bzw. als langfristige Handlungsempfehlungen zusammenfassen:

Die Bewahrung des ökologischen Potentials

der landschaftlichen und kulturellen Vielfalt, Eigenart und Schönheit dieses Bergischen Landes ist Grundlage aller Anstrengungen. Nur umwelt-, sozial- und kulturverträgliche Formen der Freizeit- und Erholungsnutzung ermöglichen langfristige Beibehaltung dieses Nutzungsanspruchs.

Der Naturpark Bergisches Land muß sich und seine Aufgaben und Aktivitäten verstärkt darstellen und zugleich als Gesprächspartner für die Vielzahl von Vereinen, Verbänden, Behörde, Institutionen und für den Bürger bereitstehen.

Ein buntes Mosaik aus Obstwiesen, kleinen Wäldern und (saftigem) Grünland kennzeichnet weite Teile des Bergischen Landes.



Ein neues Gesicht im aktiven Naturschutz des Oberbergischen: Die Biologische Station Oberberg e. V.

Wanderer, Erholungssuchende und Naturverbundene schwärmen für den herben Charme der Mittelgebirgslandschaft zwischen Wupper/Wipper, Agger, Sieg und Sülz: sattgrüne hanglagige Weiden, glitzerndplätschernden Bachläufe, gesäumten Hangkanten, von Obstwiesen umgebene Dörfer in Mulden, bewaldete Bergkuppen. Das Oberbergische ist eine Landschaft mit starker nutzungs- und kulturhistorischer Prägung sowie naturnahen Lebensräumen. Hier finden sich Hangmoore, Borstgrasrasen, Feuchtgrünland, Steinbrüche, Halden, Hohlwege, Magerwiesen, Niederwälder, alte Laubholz-Hochwälder.... also schützenswerte Bereiche, anerkannt vom ehrenamtlichen und amtlichen Naturschutz gleichermaßen. Doch das Problem:

- Wer präzisiert die botanisch-zoologischen Erkenntnisse?
- Wer erstellt detaillierte Pflegekonzepte?
- Wer verhandelt mit Eigentümern über Nutzungsformen?
- Wer unterstützt die amtlichen und ehrenamtlichen Naturschützer mit Fachkompetenz bei ihren Kartierungsarbeiten auf grünen Flächen?
- Wer berät die Fachbehörden bei der Aufstellung von Landschaftsplänen und bei der Beurteilung von Eingriffen in Natur und Landschaft?

Es ist die Biologische Station Oberberg e. V.

Sie wurde Ende der achtziger Jahre vom hiesigen Naturschutzverein, dem Oberbergischen Naturschutzbund (OBN), eingefordert, als der Landesminister für Umwelt, Raumordnung und Landwirtschaft NRW (MURL) sein Fachkonzept zur Gründung von Biologischen Stationen vorstellte. Wegbereiter dieses Konzepts waren wesentlich

verschiedene projektbezogene Biologische Stationen, die von ehrenamtlichen Naturschutzorganisationen getragen wurden. Die Einrichtung der Biologischen Station Oberberg (BSO) erfolgte am 13. November 1991 durch Gründung eines Trägervereins, der sich aus Vertretern folgender Gruppierungen zusammensetzt:

Kreisbauernschaft Oberbergischer Kreis e. V.: Wilhelm Kemper

Oberbergischer Kreis: Kreisdirektor Michael Richter, Norbert Scholle, Uwe Stranz

Oberbergischer Naturschutzbund e. V.: Dr. Wulf Nägel, Walter Schröder, Horst Spanier
Rheinisch-Bergischer Naturschutzverein e. V., Ortsverband Radevormwald (RBN): Rudolf Rottschy

Schutzgemeinschaft Deutscher Wald e. V. (SDW), Kreisverband Oberberg: Harald Keller

Waldbauernverband NW e. V. Kreisgruppe, Oberberg Nord/Süd: Hans-Gerd Baumhof

Den amtierenden Vorstand bilden:

- Vorsitzender: Dr. Wulf Nägel
1. Stellvertreter: Michael Richter
2. Stellvertreter: Hans-Gerd Baumhof.



Dr. Wulf Nägel

Die BSO befindet sich in finanzieller Trägerschaft des Landes NRW und des Oberbergischen Kreises. Seit April 1992 ist die Station in der vorläufigen Geschäftsstelle in Gummersbach zunächst mit zwei, seit September 1992 mit 4 hauptamtlichen Mitarbeiter/innen tätig:

Sigrid Fröhling	Sekretärin
Frank Herhaus	Wissenschaftl. Leiter
Vera Marzinski	Verwaltungsangestellte
Christine Wosnitza	Wissenschaftl. Mitarbeiterin

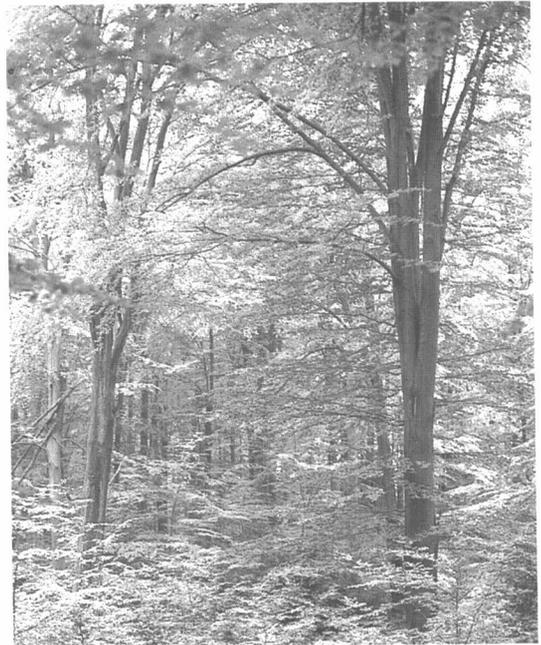
Sie wird aufgrund einer großzügigen Vereinbarung zwischen dem Oberbergischen Kreis und der Nordrhein-Westfalen-Stiftung in Zukunft im „Roten Haus“ auf dem Gelände von Schloß Homburg (Nümbrecht) ihr Domizil finden.

Als neue Einrichtung übernimmt die Station Aufgaben im wissenschaftlichen und praktischen Naturschutz, wobei die Schwerpunkte ihrer Arbeit in der Aufstellung und Umsetzung von Pflege- und Entwicklungskonzepten für schutzwürdige Bereiche liegen.

Dabei werden die Verfahrensschritte in etwa wie folgt gewählt:

- faunistische und vegetationskundliche Kartierung
- Aufstellung von Pflege- und Entwicklungsplänen
- Vertragsverhandlungen mit Grundstückseigentümern
- Verhandlungen mit Land- und Forstwirten sowie Unternehmern über Pflegeeinsätze
- Betreuung und Kontrolle der Pflegemaßnahmen
- Dokumentation der gesamten Maßnahmen sowie der Flächenentwicklung

Die praktische Umsetzung erfolgt in Abstimmung mit den Flächeneigentümern und den zuständigen Behörden. Die Umsetzungsmaßnahmen werden in einem jährlichen Arbeits- und Maßnahmenprogramm entworfen, wobei sich Mitarbeiter/innen der



Alte Buchenwälder sind durch intensive Waldnutzung selten geworden und somit hoch schützenswert. (Foto: Wosnitza)

Station als Bindeglied zwischen den amtlichen und den ehrenamtlichen Naturschützern sowie den Eigentümern der betroffenen Grundstücke verstehen. Neben diesem umfangreichen Tätigkeitsfeld stehen die fachliche Beratung der Unteren Landschaftsbehörde, die Zusammenarbeit mit den Naturschutzverbänden sowie die Erfassung bemerkenswerter faunistischer und floristischer Daten auf dem Arbeitsplan der Mitarbeiter/innen.

Angesichts der Frage, wie die zu erwartenden freigesetzten landwirtschaftlichen Nutzflächen in Zukunft zu bewirtschaften sind, wird sich die Biologische Station Oberberg über Arbeitsmangel nicht beklagen können.

Biologische Station Oberberg e. V.
Moltkestr. 42
5270 Gummersbach
Tel. 0 22 61/88 69 03
Fax. 0 22 61/88 10 33



14. Jh. Die Landwehr im Osten des Hofes Remshagen wird in das 14. Jh. datiert und könnte Remshagen als zur Grafschaft Berg gehörig ausweisen. (Landwehren dienten allerdings nicht in erster Linie zur Begrenzung eines Herrschaftsgebietes, sondern zur Abwehr von Angreifern und Plünderern jeder Art.)
15. Jh. Eine zweite Landwehr im Westen des Hofes Remshagen könnte seine Zugehörigkeit zur Grafschaft Mark für das 15. Jahrhundert andeuten.
- 1413 Die Honschaft Remshagen mit dem Ort „villa Rempshaen“ ist zehntpflichtig im Kirchspiel Lindlar des Kölner St. Severinstiftes.
- 1469 Der Herzog von Kleve (= Graf von der Mark) verwarft sich dagegen, daß seine „vrylude zu Reymshayn“ vom Amt Steinbach (Berg) bis zur Begleichung einer Steuer von 40 Gulden gepfändet wurden; beide Seiten bestehen darauf, schon immer zu Recht Steuern in Remshagen erhoben zu haben; die Einwohner erklären sich dem Amt Steinbach steuerpflichtig.
- 1470 wird die Pfändung aufgehoben und eine Schlichtung der Angelegenheit auf der Wupperbrücke bei Beienburg vorgeschlagen. In einem Verzeichnis der im Besitz von Adligen und kirchlichen Institutionen befindlichen Güter erscheint „remshain“ als im Besitz von „seliger rolants schynkerns kinder“.
- 1481 Herzog Wilhelm von Berg schlichtet einen erneut aufgekeimten Streit um die Zehntzahlungen, die dem St. Severinstift vom Kirchspiel Lindlar zu leisten sind: Da sich die Untersassen von Hohkeppel und Lindlar lange Jahre nicht einigen konnten, wie die von Stift geforderten (und von Her-

Andrea Peping

Remshagen - Ort auf der Grenze

Der 1. Januar 1975 hatte für den Ort Remshagen im Osten der Gemeinde Lindlar eine besondere Bedeutung: Es war nicht nur der Tag, mit dem Remshagen im Rahmen der kommunalen Neugliederung aus dem Gemeindegebiet von Gimborn der Gemeinde Lindlar zugeordnet wurde; es war auch der Tag, an dem ein Jahrhunderte alter, fast schon vergessener Grenzstreit sein Ende fand.

Die genaue Entstehung des Dörfchens liegt im dunkeln. Doch kann man aufgrund von Ergebnissen aus der Ortsnamenforschung die Anlage einer ersten Siedlerstelle zwischen dem 10. und 13. Jahrhundert vermuten.

Möglicherweise war Remshagen im 13. Jahrhundert bereits Streitobjekt zwischen den Herzogtümern Berg und Mark. Ein kurzer Blick zurück: 1160 wurde die Erbschaft des Grafen Adolf von Berg zwischen seinen Söhnen Eberhard, der den westfälischen Teil (= die neu entstandene Grafschaft Mark) erhielt, und Engelbert, der den rheinischen Teil (= Grafschaft Berg) bekam, geteilt.

Das gesamte Oberbergische Land war zunächst bergischer Besitz, bis Graf Adolf von Berg die Vogtei Gummersbach mit Gimborn und Marienheide 1273 an den Grafen Eberhard von der Mark verpfänden mußte. Die Summe von 2000 DM, wegen der die Vogtei verpfändet wurde, ist jedoch nie an die Märkischen zurückgezahlt worden, so daß Gummersbach in deren Besitz verblieb.

Unklar ist, ob der damalige Hof Remshagen mit verpfändet wurde. Denn es häuften sich zwischen dem 14. und dem 18. Jahrhundert Streitigkeiten um die rechtliche und kirchliche Zugehörigkeit Remshagens, die als

„Remshagensche Gebrechen“ in die Geschichte eingingen. Widersprüchliche Aussagen sowohl der Einwohner Remshagens, die aus der strittigen Situation offenbar ihren Nutzen zu ziehen wußten, als auch der jeweiligen bergischen und märkischen Herrscher führten zu immer neuen kurzfristigen Vereinbarungen über Steuererhebungen, Schatzgelder und Kirchengemeinschaft.

Möglicherweise haben aber unabhängig von diesen Absprachen noch andere Vereinbarungen bestanden, denn aus Verzeichnissen über Güter in adligem und kirchlichem Besitz von 1470 und 1539 geht hervor, daß die Höfe in Remshagen in diesen Jahren und wohl auch in der Zwischenzeit im Besitz „seliger rolants schynkerns“ bzw. seiner Kinder waren, welche einem Rittergeschlecht auf der Burg Unterheilighoven in Lindlar angehörten.

Die Quellenlage für diesen Zeitraum ist verwirrend, weil oft nicht ersichtlich ist, ob es sich bei den jeweiligen Erwähnungen um die Honschaft Remshagen handelt, die ursprünglich neben Remshagen einige umliegenden Höfe zusammenfaßte, oder ob der Höfeverband Remshagen oder vielleicht sogar nur einzelne Höfe „auf dem Remshagen“ gemeint sind.

Die rechtliche Zugehörigkeit des Dorfes wird mit der Lehengabe an die spätere Reichsherrschaft Gimborn-Neustadt 1621 besiegelt, zumindest bis 1975.

Die kirchliche Zugehörigkeit klärt sich für die katholischen Einwohner mit der Verordnung des Kölner Erzbischofs 1828, in der sie zum Pfarrverband Lindlar eingepfarrt werden. Die evangelischen Bewohner werden bis in die achtziger Jahre unseres Jahrhunderts hinein in Schnellenbach (Kirchengemeinde Runderoth) getauft, konfirmiert und oft auch getraut, bis sie offiziell in die Kirchengemeinde Lindlar aufgenommen werden.

zog Wilhelms Eltern bereits 1447 festgelegten) 21 Gulden auf die beiden Kirchspiele aufzuteilen seien, unterblieben die Zahlungen oder wurden nur zu einem Teil geleistet; als Strafe wurde den Untersassen zeitweise der Kirchenbann auferlegt. Per Urkunde wird der zu zahlende Betrag nun endgültig aufgeteilt und beträgt für die Honschaft Remshagen 14 Gulden (oder einen entsprechenden Gegenwert in Ware), zu zahlen auf Martini (11.11.). Remshagen ist mittlerweile der Mittelpunkt der Honschaft Remshagen, zu der neben dem Hof selbst die Höfe Leppe, Fenke, Horpe und Rübach zählen.

- 1500 Der bergische Schultheiß Adolf von Steinrod und der Gimborner Amtmann Hermann von Ens gen. Varnhagen treffen eine Abmachung, nach der die Remshagener (wegen des beschwerlichen Kirchweges über die Bicke und Leppe) statt nach Runderoth wieder nach Lindlar zur Kirche gehen dürfen.
- 1521 Herzog Johann von Kleve vereinigt das Erbe seines Vaters mit dem Besitz seiner Gemahlin zum Herzogtum Jülich-Kleve-Berg, das bis 1609 bestand; Remshagen liegt, sofern es zu dieser Zeit zum Amt Steinbach gehört, im östlichen Randgebiet dieses mächtigen Herrschaftsbesitzes.
- 1539 Ein weiteres Verzeichnis von in adligem und kirchlichem Besitz befindlichen Gütern zeigt, daß der Hof (oder zumindest ein Gut) namens „remßhoeven“ immer noch im Besitz der Familie Schinkern, jetzt von „gerhardt schinckern“ („gebroedere van schinkern“) ist.
- 1567 Der Gimborner Amtmann Jakob von Neuhof(f) bezeugt, daß die Remshagener zum Amt Neustadt gehörig seien, während zur gleichen Zeit der

Steinbacher Amtmann fordert, die Remshagener sollten „sich mit Kirchgang, Glockenschlag, Gebot, Verbot und Steuer zum Bergischen halten“.

- 1574 Es kommt zu bergisch-märkischen Grenzstreit: In einer Klageschrift der Jülich-Bergischen Räte wird darauf hingewiesen, daß Remshagen und Leppe weiterhin zur Pfarre Lindlar gehörten, darum wie die übrigen Untertanen des Kirchspiels Lindlar dem St. Severinstift zu Köln zehntpflichtig seien und dieser Zahlung mindestens in den vergangenen fünfzig Jahren nachgekommen seien. In einer Gegenschrift bestreiten die „Nachbarn zu Remshagen“ dies jedoch und stellen fest, sie haben von je her kirchlich nach Ränderoth und gerichtlich nach Gummersbach gehört.
- 1616 Als eine von 8 Honschaften im Kirchspiel Lindlar wird die Honschaft Remshagen mit den Orten Birken, Timberg, Fenke und Rübach aufgeführt. Der Hof Remshagen selber wird nicht genannt, gehört vermutlich aber auch noch zur bergischen Honschaft und somit zum Amt Steinbach, denn
- 1621 werden die Höfe Remshagen und Leppe (mit insgesamt „28 Feuerstellen“) gemäß eines Vertrages der neugebildeten Herrschaft Gimborn-Neustadt - 1631 vom Kaiser zur „Freien Reichsherrschaft“ erhoben - als Lehen beigefügt. Remshagen wird „Freier Hof“.
- 1718 Die Honschaft Remshagen wird mit 36 Reichstalern und 12 Albus an der Instandsetzung des Daches der Lindlarer Kirche beteiligt.
- 1806 Remshagen verliert mit dem Ende der Herrschaft Gimborn die Sonderrechte als freier Hof. Auf den mit

Remshagen - freies Land zwischen dem Amt Steinbach (Herzogtum Berg) und der Reichsherrschaft Gimborn-Neustadt (Mark)?

Schon 1467 sprach der Herzog von Kleve (Graf von der Mark) von seinen „vrylude zu Reymshayn“. Dies läßt vermuten, daß Remshagen seit der vorangegangenen Verpfändung der Vogtei Gummersbach im 13. Jahrhundert einen Sonderstatus innehatte bzw. in einem ungeklärten Status behalten wurde.

Als freier Hof der Reichsherrschaft Gimborn-Neustadt als Lehen beigefügt, waren aber doch offenbar vor allem zwei Fragen klärungsbedürftig: Wo verläuft die Jagdgrenze zwischen den zerstrittenen Rittersitzen Heiligenhofen und Eibach (Amt Steinbach) und der Bauernschaft Remshagen (Gimborn-Neustadt)? Eine durchaus typische Streitfrage, denn Kämpfe um die Jagdrechte der Adligen sind allgemein durch das ganze Mittelalter bis ins 19. Jh. zu verfolgen. Die Landesfürsten interessierte zudem, welche ehemaligen Landwehre nun genau auf ihrem Territorium lagen, konnte man diese doch zur Aufbesserung der Landeskasse an die Bauern verpachten.

Aus den Jahren 1770 und 1773 liegen „Gräntz-Umzugs Protocolle“ vor (Gemeindearchiv Gimborn), die zur Klärung der Jagdgrenzfrage führen sollten. Bei der ersten Grenzbegehung 1770 konnte kein beiderseitiges Einvernehmen über die strittigen Linien erzielt werden, so daß eine Wiederholung der Begehung notwendig wurde.

Im Beisein von hohen Beamten und Landvermessern sowohl der schwarzenbergischen Seite als auch aus dem Amt Steinbach beging man vom 27. bis zum 29. Mai 1773 in insgesamt drei Etappen die Strecke von Brächen über Ober- und Unterkaltenbach, über den Feckelsberg hinunter ins Leppetäl und schließlich wieder bergauf durch den Wald zwischen Remshagen und Horpe, um Remshagen herum durch Kuhlbach und die Leppe aufwärts über Gimborn nach Marienheide. Geländemerkmale der abgegangenen Strecke, die als Grenzmarkierungen von den

Adligen behauptet worden waren oder als solche neu festgesetzt werden sollten, wurden protokolliert.

Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang eine handgezeichnete Karte von 1806. Sie stellt die behaupteten Grenzverläufe um Remshagen auf der Grundlage einer Karte von 1765 und auf der Grundlage des Protokolls von 1773 dar. Das 77 cm breite und 40 cm hohe Dokument trägt oben links die Erläuterung:

„Situations-Plan betreffend einen streitigen District

Landesgraenze zwischen dem Herzogthum Berg, Amte Steinbach, und der Reichsherrschaft Gimborn-Neustadt, ohnweit dem freien Hof Remshagen, nemlich: von einen neugesetzten Landes Graenzstein hinter den Grünenwegen, vom alten Scheidungsgraben, bis zum Cuhlbacher Steg, oder an die Scheelbach.

Aufgenommen im Sept. 1805. von Peter Joseph Herten geometra juratus [und] Joh. Lob Landmesßer“

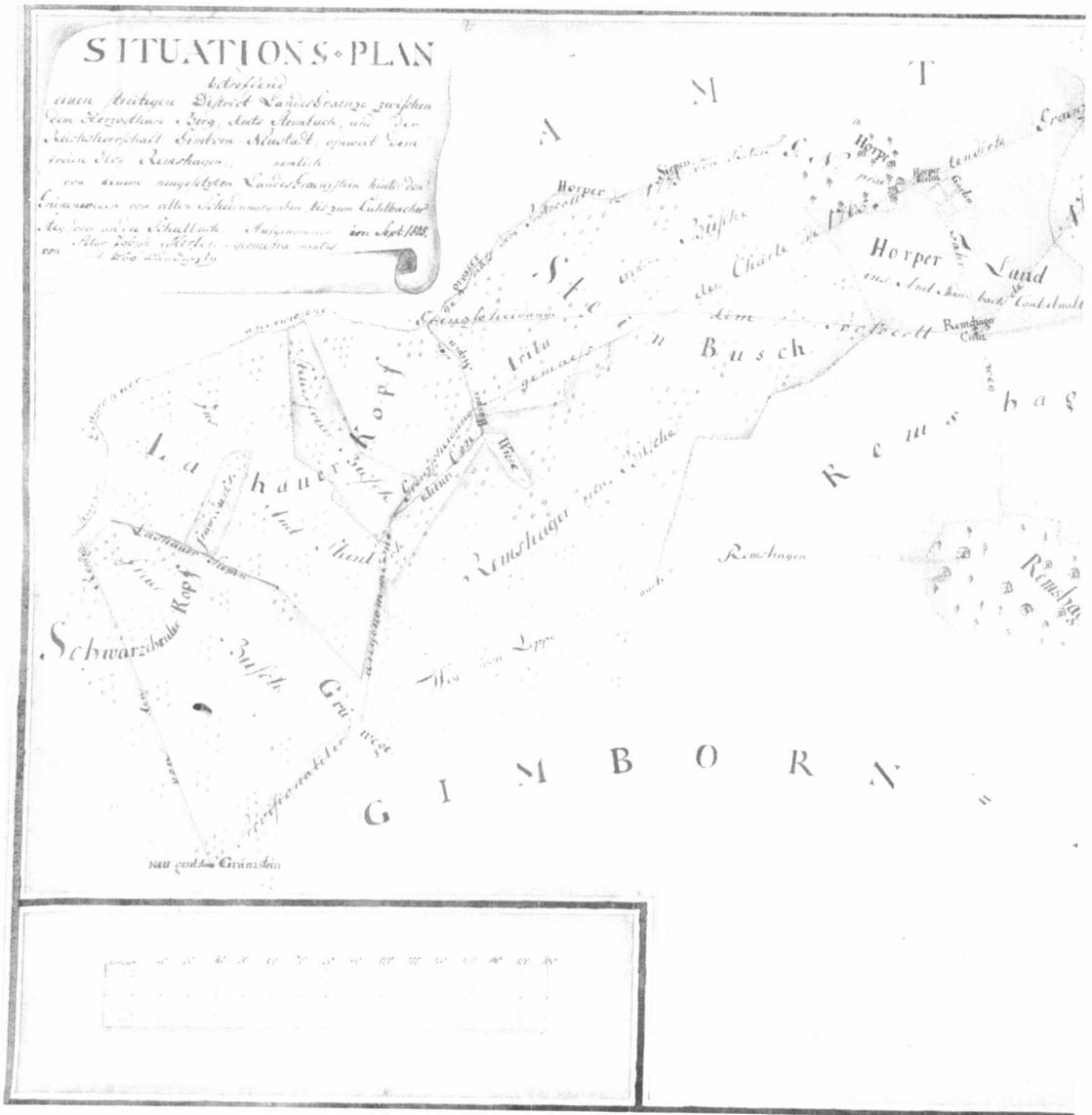
Neben diesen Angaben enthält die (nicht genordete) Karte eine Windrose in der oberen rechten Ecke und eine optisch besonders hervorgehobene Maßstabeinteilung in der unteren linken Ecke. Geht man davon aus, daß die nicht bezeichnete Einteilung im zu jener Zeit üblichen Maß der Rute vorgenommen wurde, so erhält man einen Maßstab von 1 : 4600.

Um den in der Kartenmitte gezeichneten Hof Remshagen herum ist das ringförmig darumgelegene „Remshager freies Land“ angedeutet, worum sich in etwas detaillierter Zeichnung die strittigen Gebiete anschließen.

Die im Protokoll benannten Landschafts- und Grenzpunkte sowie die von beiden Seiten behaupteten Grenzlinien finden sich in der Karte wieder und lassen sich halbförmig um Remshagen herum verfolgen.

dem Sonderstatus verbundenen Privilegien, z.B. der freien Wahl der Pfarrzugehörigkeit, ruhen sich die Remshagener noch einige Jahre aus und verweigern etwa 1826 die Beteiligung an den Baukosten des neuen Lindlarer Kirchenschiffes.

- 1828 Remshagen wird am 6. März durch eine Verordnung des Kölner Erzbischofs endgültig als zum Pfarrverband Lindlar gehörig erklärt. Die evangelischen Einwohner halten sich weiterhin zum Kirchspiel Runderoth und wechseln erst um 1980 mit und mit in die evangelische Kirchengemeinde Lindlar.
- 1830 Der Ort Remshagen in der Bürgermeisterei Gimborn hat 167 Einwohner.
- 1902 Am 3. Februar erfolgt der Ratsbeschluß, eine Fernsprechleitung von Köln über Immekeppel, Altenrath und Remshagen nach Gummersbach zu verlegen.
- 1963 Am 14. September wird der Neubau der (seit 1921 mehrmals von der Remshagener Einwohnerschaft geforderten) Volksschule fertiggestellt, einen Tag später beginnt der Unterricht.
- 1967 Am 26. Juli ist bereits der letzte Schultag der Dorfschule gekommen, die wie die anderen Volksschulen im Land aufgelöst wird. Die Schüler besuchen fortan die Schulen in Lindlar.
- 1975 Seit 1621 hat Remshagen verwaltungstechnisch zu der Reichsherrschaft Gimborn bzw. der späteren Bürgermeisterei Gimborn und der Gemeinde Gimborn-Hülsebusch gehört. Am 1.1. kommt Remshagen im Rahmen der kommunalen Neuordnung in die Gemeinde Lindlar im neugeordneten Oberbergischen Kreis.



Die Bedeutung des Ortsnamens und Varianten des Schriftbildes

Es gibt zahlreiche Deutungsversuche des Ortsnamens. Folgendes scheint sicher zu sein:

„Hagen“, das sog. Grundwort, bezeichnet in der Regel die Art, den Ort oder die Lage einer Siedlung. In der namenkundlichen Forschung über die bergischen Ortsnamen besteht weitgehend übereinkunft darin, daß „hagen“ in Remshagen

a) den Naturraum um den Hof Remshagen bezeichnet als inmitten eines großflächigen Waldgebiet liegend, mit Gebüsch und Gehölz, welches in den dichten Wald übergeht; b) vermutlich auch den rechtlichen Status des Ortes angibt. Somit bezeichnet „hagen“ den durch eben den vorgenannten Naturraum (dichtes Dorngebüsch) eingefriedeten besiedelten Ort, der bei seiner Entstehung Grenzcharakter für das Herrschaftsgebiet hatte, welches die Rodung dort in die Wege leitete.



Der namengebende Ursprungsbegriff von „Rems-“, dem sog. Bestimmungswort, ist nicht mehr klar zurückzuverfolgen. Vor allem das in einer der Schreibvarianten auftauchende <p> bereitet Schwierigkeiten (s.u.). Vereinzelt geäußerte Vermutungen, „Remps“ hätte sich aus „pempel = Himbeere“ gebildet, lassen sich lautgeschichtlich nicht nachweisen. Zwar ermöglicht die Fachliteratur Spekulationen, „Remps“ von ahd. ramp/rampt (= Rand), von mhd. ramph/rampe (= Unglück, Niederlage)

oder von dem deutschen Taufnamen Reimboldus herzuleiten. Man könnte sich dann fragen, bedeutete „Remshagen“ soviel wie „die Siedlung im Himbeergebüsch“? Himbeer- und Brombeerbüsche gab es noch vor 20 Jahren in großer Zahl rund um den Ort herum; oder soviel wie „die Waldsiedlung am Rand“? Remshagen lag immer am Rand von Herrschaftsgebieten, und ebenso lag die erste Siedlerstelle am Rand eines Abhangs; oder soviel wie „die Waldsiedlung, wo das Unglück/die Niederlage geschah“? Was für

ein Unglück oder was für eine Niederlage könnte dies dann gewesen sein? Beweisen läßt sich nichts mehr, aber spekulieren läßt sich vieles.

Am wahrscheinlichsten scheint noch die Herleitung aus einem Personennamen, etwa dem Namen des ersten Siedlers, eines Auftraggebers, der die Anlage der Siedlungsstelle veranlaßt hat oder eines Heiligen, der im Umkreis verehrt wurde.

Als gänzlich unwahrscheinlich wird die manchmal ausgesprochene Vermutung erachtet, daß die Römer im Falle Remshagens Namengeber gewesen sein könnten.

Im folgenden werden einige schriftlich überlieferte Ortsnamenformen aufgeführt und kommentiert. Es liegen noch weitere abweichende Schreibvarianten des Ortsnamens vor, jedoch soll diese Auswahl genügen, um einmal ein wenig die Art und Weise zu betrachten, mit der unsere Vorfahren versuchten, den Ortsnamen, den sie lange Zeit ja nur als gesprochenes Wort kannten, zu Papier zu bringen.

(Quellenangaben zu den Schreibvarianten befinden sich am Ende des Beitrages.)

1413 villa Rempshaen

Bei der ältesten gefundenen Form (1413) sind beide Namenglieder von den heutigen verschieden. Das <p> in der Anfangsilbe zu bewerten, bereitet große Schwierigkeiten (s.o.). Man könnte annehmen, daß das <p> tatsächlich ein Bestandteil des ursprünglichen Bestimmungswortes gewesen ist und schon früh weggelassen wurde.

Es stellt sich jedoch die grundsätzliche Frage, warum das <p>, wenn es wirklich ein wichtiger Bestandteil des Wortes gewesen sein sollte, nicht häufiger auftaucht. Möglicherweise ist es daher willkürlich oder zufällig (vielleicht aufgrund eines Versehens oder einer Laune des Schreibers) in die Anfangsilbe gesetzt worden. Sprachwissenschaftler haben noch eine andere Erklärung: Der Schreiber wird einfach deswegen ein <p> in das Wort gesetzt haben, weil man beim sorgfältigen Hören zwischen den Buchstaben <m> und <s> einen b- oder p-Laut zu hören meint, denn die Lippen öff-

nen sich beim Sprechen nach einem <m> etwas. (Die Leser mögen dies selbst ausprobieren.)

Der zweite Namenbestandteil „haen“ läßt sich als Kurzform für „hagen“ in der oben bereits genannten Bedeutung lesen, denn zwei andere Ortsnamen in dieser Quelle, die ebenfalls auf „haen“ enden, sind in früheren Jahrhunderten bereits auf -hagen überliefert: broechhaen (Brochhagen) und veckinghaen (Fenke); daneben finden sich auch lichtinckhaen (Lichtinghagen) und horphaen (Horpe). Das <g> wurde fallengelassen; das übriggebliebene <e> ist wahrscheinlich nicht mitzusprechen, sondern ist nur ein Dehnungszeichen, das anzeigt, daß das <a> lang auszusprechen ist.

Zwar könnte es sein, daß der (geistliche) Schreiber dieser Urkunde alle ähnlich lautenden Ortsnamenendungen einander schriftlich angeglichen hat, selbst wenn sie möglicherweise nicht auf den gleichen Bezeichnungsursprung „hagen“ zurückgehen. Jedoch ist die Konzentration der heutigen -hagen-Endungen an der Ostgrenze der Gemeinde Lindlar (und ebenso jenseits der Gemeindegrenze auf Engelskirchener und Gummersbacher Gebiet) doch auffällig; unter Berücksichtigung der historischen Situation als Grenzgebiet zwischen Berg und Mark liegt der Schluß nahe, daß sowohl die Entstehung dieser Orte als auch die Entstehung ihrer Namen in enger Verbindung zu einander stehen.

1469 vrylude zu Reymshayn

In der Bezeichnung „vrylude zu Reymshayn“ fällt die Häufung des Buchstabens <y> auf. Es handelt sich hierbei um eine bewußte Ausschmückung der Wörter, die wohl mit der gehobenen Stellung des Schreibers bzw. seines Auftraggebers (Herzog von Kleve) zusammenhängt. Während das <y> in der zweiten Silbe motiviert sein wird als Ersatz für <i>, welches des öfteren an Stelle von <e> als Dehnungszeichen gesetzt wurde, übernimmt das <y> in „Reyms“ wohl die Funktion, ein optisch schöneres Schriftbild zu erzeugen.

1470 remshain

In der dritten Form liegt die Besonderheit bei der Schreibung der zweiten Silbe: „hain“ ist wieder eine kontrahierte (= zusammengezogene) Form von „hagen“. Auch hier wurde das <g> fallengelassen; das <i> wurde hier wahrscheinlich wie das <e> in der ersten Form als Dehnungszeichen für das <a> eingesetzt, also nicht mitgesprochen.

1481 Remschen

Bei der Überlieferung von „Remschen“ handelt es sich um eine der Mundart ähnlichen Form. Die Endsilbe ist bis zur Unkenntlichkeit kontrahiert und der <s>-Laut wurde zu <sch>. Motiviert ist das <sch> möglicherweise durch den palatalen Charakter, den das <s> gehabt haben muß und der hier durch Mundart Sprechende versucht wird wiederzugeben. Ob es sich hier aber tatsächlich um die mundartliche Form handelt, geht aus der Erwähnung bei Külheim nicht hervor.

1487 up dem Remshagen

In der nächsten Quelle erscheint der Ortsname bereits in seiner heutigen Form in der Formulierung: „up dem Remshagen“. Dies „up dem“ ist heute noch in der Mundart gebräuchlich, wenn auch meist in der verkürzten Form „um“. Es gibt den Ort als auf einer Höhe gelegen zu erkennen.

1510 remshayn

1510 taucht noch einmal, sofern die von Külheim nicht genannte Quelle existiert, die in der Schriftsprache schon überwunden geglaubte Form *remshayn* auf, wobei wieder ein <y> anstelle eines <i> als Dehnungszeichen geschrieben steht.

1539 remshoeven

Mit der Überlieferung „remshoeven“ kommt man wohl nur zurecht, wenn man sich die Quelle näher anschaut: Aus zwei Akten „der herzoglich-bergischen Verwaltung“ geht hervor, daß 1470 „seliger rolants schynkerns kinder“ und 1539 „gerhardt schinckern (gebroedere van schinckern)“ im Besitz des Ho-

fes Remshagen waren. Während es in der Auflistung 1470 als „remshain“ erscheint, heißt es 1539 „remshoeven“.

Die Familie „Waldenburg genannt Schenkern“ war bereits im 14. Jahrhundert in Lindlar ansässig und wahrscheinlich seit 1435 im Besitz der Burg Unterheilighoven. Spätestens 1470 besaßen die beiden Söhne Roland und Gerhard des Roland von Waldenburg genannt Schenkern zahlreiche Güter und Höfe in und um Lindlar, darunter auch Remshagen. Daß sie ihren eigentlichen Namen Waldenburg abgelegt und den Zusatz „schynkern“ (Schinkern) als Familiennamen angenommen haben, war wohl genau so eine Eigenart, wie Remshagen zur „remshoeven“ und kypelroide/keppelradt (1470/1787) zu „kypelshoven“ zu machen, wohl als Zeichen ihres Besitzes.

1568 remscher

Erneut ohne Angabe der Quelle überliefert Külheim die Form „remscher“. In Kenntnis der Mundart fällt die Ähnlichkeit mit dem heute noch gebräuchlichen Adjektiv „Remßer“ auf. Mit großer Wahrscheinlichkeit handelt es sich hier um ein Adjektiv der Mundart, das von dem Ortsnamen abgeleitet worden ist. Als entsprechende Form des Ortsnamen könnte sich (unter spekulativer Anwendung von Lautregeln) dann mittlerweile im Schriftbild „remshen“ eingebürgert haben.

1571 remshen

Eben diese Form taucht nämlich 1571 auf und gleicht in der (spekulativen) Aussprache, wenn auch nicht im (etwas ungewissen) Schriftbild der heutigen mundartlichen Form. Dabei hat das <h> wohl weniger seinen Ursprung in der ehemaligen Silbe „hagen“, als in dem Versuch, das im Inlaut nach <m> und <n> oft als stimmhaftes <s> ausgesprochene <s> hier als stimmlos zu kennzeichnen. Ebenso könnte die vermutete Adjektivform dann aus klangästhetischen Gründen statt *remsher* *remscher* gelautet haben. Dieser wie die vorherigen als mundartliche Formen eingeschätzte Schriftbeleg

beruhen wahrscheinlich auf der direkten Verschriftlichung der mundartlichen Formen des Ortsnamens. Sie zeigen dann, daß es im 16. Jahrhundert im Volksmund noch keine einheitliche Bezeichnungs- und Ausspracheregulierung gegeben hat, geschweige denn die Möglichkeit, die oft willkürliche Aussprache der Mundartspredchenden genau wiederzugeben.

1574 auf dem Remshagen

Je offizieller die Quelle und je größer die überregionale Bedeutung des Quelltextes - so scheint es - desto früher und gefestigter begegnet uns die Schreibung „Remshagen“, wie in der Klageschrift der Jülich-bergischen Räte von 1574.

Der Ort heute

Das Erscheinungsbild Remshagens hat sich aufgrund der umwälzenden Veränderungen in den vergangenen 20 Jahren entscheidend gewandelt. Anfang der siebziger Jahre begann zunächst die Ausweitung der bis dahin seit Jahrzehnten relativ konstant gehaltenen Bebauung. Eine Wohnsiedlung mit 12 Häusern sowie neue Wohnstraßen entstanden, die Ortsfremde anzogen. Diese Erweiterung der Siedlungsfläche erstreckte sich im Gegensatz zu den Neubauten der Einheimischen innerhalb des Dorfkernes vorwiegend in westlicher Richtung hangaufwärts. Vielfach verschwanden ursprünglich landwirtschaftlich genutzte alte Scheunen und

Lindlar-Remshagen im Jahre 1957 mit Steinbruchbetrieb „Flocke“ - im Hintergrund Kaiserau und Frielingsdorf



Schuppen mit der Zeit aus dem Ortsbild oder wurden modernisiert, um sie als Garage oder wetterfeste Abstellmöglichkeit zu nutzen. Ehemals dominierende Baumaterialien (Bruchstein, Holz, Lehm) wichen üblichen modernen Materialien; verputzte Hauswände ersetzen das herkömmliche Fachwerk und teilweise die Verkleidung mit Schieferschindeln.

Der in jüngster Zeit zu beobachtende „ökologische“ Trend zur Rückbesinnung auf ursprüngliche Baumaterialien, zur Anlage von Gartenteichen oder die Umwandlung von Rasenflächen in Naturwiesen findet Unterstützungen durch das Amt für Agrarordnung, welches die erneuernde Dorfentwicklung fördert.

Zum Bedauern vieler Dorfbewohner schloß Mitte der siebziger Jahre der einzige Gemischtwarenladen der Familie Hartkopf seine Türen, und auch die zweite Gaststätte, die zeitweise neben dem Gasthof Hartkopf existierte, konnte nicht bestehen.

Die schmerzhaftesten Veränderungen gingen mit der Anlage der Zentraldeponie Leppe einher, die sich im Süden des Dorfes erstreckt. Ein bedeutender Teil des ehemals „freien Busches“ von Remshagen ging verloren, neben dem landschaftlichen und forstwirtschaftlichen Verlust empfinden die Remshagener vor allem einen Verlust an Heimat und Heimatgefühl.

Nicht weniger auf Ablehnung stieß die Anlage und die stetige Erweiterung des Industrie- und Gewerbeparkes Klause, der bereits weite Flächen des nördlich des Dorfes gelegenen Weide- und Ackerlandes verschlungen hat. Die Umgehungsstraße K19 leistet ihren Beitrag, den Ort in seine Grenzen zu weisen und von seiner natürlichen Umgebung abzuschneiden.

Der Grenzcharakter des Dorfes besteht auch heute noch in einigen Bereichen des alltäglichen Lebens: Fährt man mit einem der Linienbusse nach Lindlar, bezahlt man 1,70 DM, fährt man in das ebenso weit entfernte Engelskirchen oder in das nahegelegene Bickenbach, durchfährt man die Tarifzonen-grenze und bezahlt 2,70 DM. Die Höhenlage

des Dorfes (über der „lokalen Schneegrenze“) beschert den Remshagenern bereits eine verschneite Landschaft und rutschige Straßen, wenn die Menschen hangabwärts noch über naß-kaltes Regenwetter stöhnen.

Doch lassen sich die Menschen in dem 400-Seelen-Ort von den ihnen auferlegten Bürden nicht unterkriegen: Traditionsbewußt und feierfreudig wie sie sind, haben sie manch Altes bewahrt und wiederbelebt, was in der Umgegend sein Gleiches sucht: zum Beispiel den Martinszug und das Martinspiel zu Sankt Martin, das Feuerwehrfest auf Christi Himmelfahrt oder „Schloß Radeck“, das heute jedoch unbeachtet und ungenutzt mitten im Dorf steht.

Quellenangaben zu den Schreibvarianten

1413: „*omnes terre seminabiles pertinentes ad curtes et villam Rempshaen solvunt de singulis bladis suis seminatis decimam*“; Auflistung der an das St. Severinstift Lindlar zur Zahlung des Zehnten verpflichteten Orte. (StAK, St. Severin, Akt. 33)

1469: Josef Külheim: *Geschichte des Hofes Remshagen*. In: 40 Jahre Freiwillige Feuerwehr Remshagen. Festschrift zum 40. Stiftungsfest. 1952. S. 4.

1470: *Verzeichnis der im Besitz von Adligen und kirchlichen Anstalten befindlichen Güter*. (Bergische Heimat, 5.5.1926)

1481: „*van Lintlaen myt namen die Huntschafften das dorpe Lyntlaen, Schele ind Remschen*“; Urkunde (StAK, St. Severin, Urk. 408)) zur Beilegung der Zehntstreitigkeiten.

1487: *Verzeichnis der selbständigen Bauernschaft in den Kirchspielen ... Lindlar...1487*. (Bergische Heimat, 2.12.1925)

1510: Josef Külheim, s.o. S. 6.

1539: *Verzeichnis der im Besitz von Adligen und kirchlichen Anstalten befindlichen Güter*. (Bergische Heimat, 5.5.1926)

1568: Josef Külheim, s.o. S. 6.

1571: Josef Külheim, s.o. S. 6.

1574: „*Die Höfe auf dem Remshagen ...*“; *Klageschrift der Jülich-Bergischen Räte wegen des bergisch-märkischen Grenzstreites*. (Gerd Müller: *Lindlar - eine Bergische Gemeinde erzählt... Lindlar 1976, S. 159*)

Die Mülldeponie Leppe - auf einen Blick

Seit 1982 ist in unmittelbarer Nähe der Ortschaft Remshagen die Großdeponie „Leppe“ in Betrieb. Ausführungen dazu - aus ökologischer, ökonomischer und sonstiger Sicht - könnten ein Heft füllen, nicht aber den FREILICHTBLICK. Deshalb beschränken wir uns auf wenige Daten und eine Darstellung, wenn auch in Kurzform, von Problempunkten, die uns von Dieter Lob (Bürgerinitiative Remshagen) genannt wurden und zu denen Planungschef Georg Paulus (BAV) Stellung nahm.

Einzugsbereich:

Rheinischer + Oberbergischer Kreis (21 Städte und Gemeinden, ca. 500.000 Einwohner)

Träger:

Bergischer Abfallbeseitigungsverband (BAV), gegründet 1976, zur Zeit 100 Mitarbeiter, davon ca. 40 auf der Deponie, Abfallberater (innen) in den 21 Gemeinden.

Fassungsvermögen der Deponie:

ca. 10.000.000 m³, zur Zeit ca. 40 % verfüllt, nach letzten Schätzungen noch 18 Jahre aufnahmefähig

Problempunkte :

„Bei feuchtem Wetter machen verschmutzte Straßen jede Autowäsche umgehend zunichte.“

„Giftige Sickerwässer verunreinigen den Berkebach.“

„Krähen belagern ganzjährig Wiesen, Bäume und Umgebung, so daß Singvögel schon eine Seltenheit geworden sind.“

„Der eintönige Lärm der Deponiefahrzeuge kann ganz schön nerven.“

„Der massive Einsatz von Baufahrzeugen zur Verlagerung von 700.00 m³ Erde lassen die Stimmung der Bewohner auf den Nullpunkt sinken.“

„Am schlimmsten sind jedoch die oft unerträglichen Geruchsbelästigungen bis hin zum Verdacht, daß ausströmende Deponiegase durchaus zu erheblichen Gesundheitsstörungen führen können.“

„Seit langem gibt es bei der Ausfahrt eine Reinigungsanlage für Fahrzeuge, außerdem sind Kehrmaschinen laufend im Einsatz.“

„Die Sickerwässer wurden und werden separat erfaßt. Mittlerweile werden sie im Deponiebereich vorbehandelt, eine stationäre Reinigungsanlage für sämtliche Sickerwässer ist geplant, um die Kläranlage Bickenbach zu entlasten. Bäche und Teiche werden regelmäßig kontrolliert, Sickerwasser wurde dabei noch nie festgestellt.“

„Die Krähenplage ist schwer in den Griff zu bekommen, zumal Krähen unter Naturschutz stehen; Linderung des Problems schafft das arbeitstägliche Abdecken der Deponie mit Tapetenrecyclingstoffen.“

„Aus Sicherheitsgründen besitzen die Deponiefahrzeuge eine automatische Hupeinrichtung bei Rückwärtsfahrt zum Schutz des Personals.“

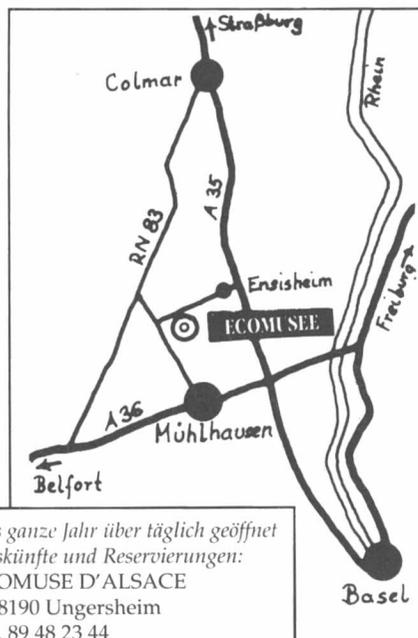
„Der alternative Abtransport der Erde nach Leverkusen über Straßen und Autobahn schied als größeres Übel aus. Die Belästigung ist jedoch vorübergehend, teilweise ist die Erddeponie bereits rekultiviert, Weideland und Obstwiesen entstehen.“

„Deponiegase bei Abfällen mit organischen Anteilen sind unvermeidbar. Entstehendes Methan ist ungiftig, Gase toxischen Ursprungs sind nicht auszuschließen, weshalb sowohl Luft- als auch Reihenuntersuchungen angelaufen sind.“

FERN-BLICK

... das Ecomusee d'Alsace

Etwas versteckt hinter einer Abraumhalde eines Kalibergbaus findet man am Ortsrand von Ungersheim das Ecomusee D'Alsace. Umgeben von mehreren Bachläufen, die auch das Gelände durchziehen, bietet sich dem Besucher eine Vielzahl verschiedener Gebäude, die die Haus- und Wohnkultur der vergangenen Zeit des Elsaß dokumentieren. So sind neben reinen Wohngebäuden Bauernhöfe, Handwerksbetriebe und Häuser, die das bürgerliche Wohnen verdeutlichen, zu einem „Dorf“ arrangiert worden. In den Handwerksbetrieben sind „tätige“ Werkstätten wie z.B. Schmied, Holzschuhmacher, Bäcker, Ölmüller, Wagner und Weber untergebracht. An anderer Stelle finden sich aktive Bauernhöfe mit Tieren und tätigen Menschen, und an wieder anderer Stelle wird der Besucher angehalten, die Vorzüge



Das ganze Jahr über täglich geöffnet
Auskünfte und Reservierungen:
ECOMUSE D'ALSACE
F-68190 Ungersheim
Tel. 89 48 23 44
Fax 89 48 15 30

der elsässischen Küche zu probieren. Video-stationen in verschiedenen Gebäuden informieren die Besucher darüberhinaus über Bräuche, Hausbau, bäuerliche Wirtschaft und den Ab-, Aufbau und Erhalt der Häuser im Museum.

Ein Sägewerk und eine Ausstellung landwirtschaftlicher Maschinen (Lokomobile, Traktoren, Wagen und Pflüge) grenzen das Museumsgelände zur einen Seite ab. Die rhein zugewandte Seite verliert sich in Wiesen, Feldern und Auen.

Das Museum verfügt über ein großzügig angelegtes und ebenso eingerichtetes Empfangsgebäude, in dem neben Informationsmaterial auch Produkte der Region zum Verkauf angeboten werden.

Hier wird dann erkennbar, daß das Ecomusee D'Alsace nicht nur allein Museum, sondern auch ein Ort interessanter Freizeitgestaltung sein will. Das Museum ist ganzjährig täglich geöffnet.

BE

Bei Tante Clara in den geguckt zu Geheimnisse aus Bergischen Küchen.....

Für Tante Clara war das einzig Positive, was aus Amerika nach Europa gekommen ist, die Kartoffel. Diese Knolle spielte bei ihr, wie in vielen Küchen des relativ armen Bergischen Landes eine dominierende Rolle. Ich kann mich an keinen Abend meiner Kindheit erinnern, an dem es kein Kartoffelgericht zu essen gab. Bratkartoffeln, Pillekuchen, Reibekuchen, Pannenschnecken oder ein abgeschütteltes Salatkartoffel waren Hauptnahrungsmittel. Wenn die reichlich eingekellerten Knollen im späten Winter oder Frühjahr runzlig wurden, wenn nicht mehr so viel Wasser in den Kartoffeln war machte Tante Clara Knulls...



Knulls

(Ist auch als "Pannewatz", "Pottkucke", "latz", "Watz" im Bergischen bekannt)

- 2500-3000 g möglichst alte Kartoffeln (junge müssen ausgedrückt werden) geschält und gerieben
- 3-4 große Eier (mit 2 Gänseeiern wird es fester)
- Salz und Pfeffer (vorsichtig würzen wg. Speck und Wurst)
- gegebenenfalls: Haferflocken und saure Sahne
- 100-150g durchwachsenen und geräucherter Speck
- gegebenenfalls: 2-3 geräucherte Brat- bzw. Metzgerwürstchen
- Butter oder Schmalz für die Form

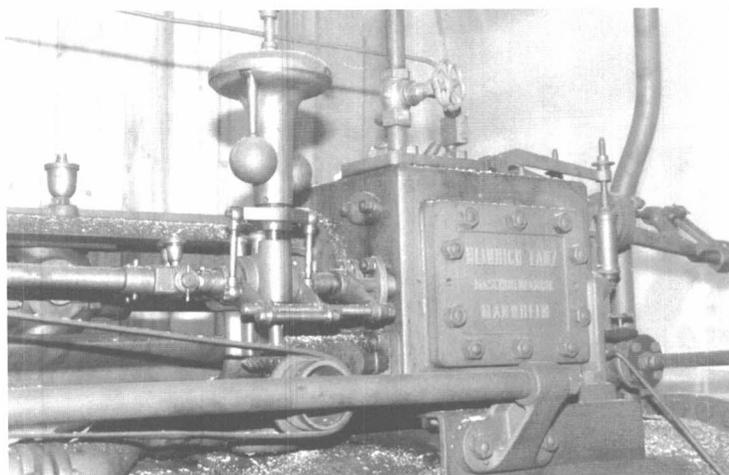
Beim Schälen und Reiben der vielen Kartoffeln halfen wir der Tante meist. Wenn die Kartoffel viel Feinigkeit hatten, wurden sie in einem großen Tuch ausgedrückt. Eier, eventuell Haferflocken, den kleingeschnittenen Speck und eventuell die ebenfalls in kleine Scheiben geschnittenen Metzgerwürstchen unterrühren. Tante Clara hatte für ihren Knulls ein spezielles "Tröpfchen" einen runden Gussisentopf mit zwei Henkeln, der nie mit Seife oder Atta, sondern nur mit Wasser und Salz gereinigt wurde. Manchmal tat die Tante saure Sahne an die Masse, gab alles in den Topf, legte noch einige Wurstscheiben oben auf und stellte ihn bei 200° ca 90 min in den Backofen. Direkt warm oder kalt in Scheiben aufgetragen auf Brot - herrlich! *Eure Pottkucke*



Rückblick

November	27.11.92	Mitgliederversammlung des Vereins der Freunde und Förderer des Bergischen Freilichtmuseums
Dezember	31.12.92	Dr. Jan Carstensen, seit 1986 stellvertretender Leiter des Bergischen Freilichtmuseums, wechselt in gleicher Position an das Westfälische Freilichtmuseum Detmold
Januar	04.01.93	Frau Karin Zielke tritt im Museum ihren Dienst als Sekretärin an
	22.01.93	Museum übernimmt eine Lokomobile (Baujahr 1907) aus den Beständen des Rheinischen Industriemuseums in Oberhausen
	25.01.93	Bergisches Freilichtmuseum übernimmt komplette Einrichtung einer Messingwerkstatt aus Wülfrath-Flandersbach
Februar	24.02.93	Kulturausschuß des LVR beschließt „Zeit-Maßnahmen-Plan 1993“ des Bergischen Freilichtmuseums
März	01.03.93	Vorstellung von Band 2 der Reihe MATERIALIEN: „Schuhmacherei in Lindlar“ (siehe FLB 4, S. 26)
	15.03.93	Veredelung von Obstgehölzen im Museum mit vom Aussterben bedrohten Edelreisern findet starkes Presseecho
	19.03.93	Vortragsabend „Archivalien - Archäologie - Architektur“ im Lindlarer Ratssaal (Thomas Gerst, Johann Tinnes, Dieter Wenig)

MV



*Detail der „neuen“ Lokomobile
des Bergischen Freilichtmuseums*



Franz Rudolf Menne

Studium der Geschichte, Philosophie und Archäologie in Münster, Tätigkeiten in Museen, Wirtschaft und Verwaltung, zur Zeit in der Universitätsverwaltung Köln, stellvertretender Vorsitzender des Fördervereins

und Redaktionsmitglied des FREILICHTBLICKs von 1991 bis 1992:

„Nach zweijähriger Mitgliedschaft im Vorstand verabschiede ich mich, da künftige berufliche Aufgaben in der Wissenschaftsverwaltung eine Mitwirkung nicht mehr möglich machen. Die Arbeit im Team wie die Aufgaben, die sich der FREILICHTBLICK gestellt hat, haben mich von Anfang an begeistert. Es ist aufregend und befriedigend zugleich zu sehen, wie etwas wächst und in Kontakt mit einer aufgeschlossenen und interessierten Öffentlichkeit Gestalt annimmt. Den Machern und Lesern wünsche ich das Beste.“



Barbara Precht

Studium der Architektur an der TH Aachen, Tätigkeiten im Bereich Städtebau beim Land Nordrhein-Westfalen, zur Zeit Dezernentin beim

Regierungspräsidenten in Köln, Gründungsmitglied des Fördervereins, im Vorstand von 1988 - 1992:

„Wenn ich mich auch seit über 20 Jahren mit dem Bergischen eng verbunden fühle - als Vertreterin des Regierungspräsidenten bemühte ich mich bereits in den 70er Jahren um eine geordnete städtebauliche Entwicklung unter Berücksichtigung überlieferter baulicher Strukturen und um die Freihaltung der Landschaft - so muß ich mich dennoch aus der Vereinsarbeit zurückziehen. Ich wünsche dem Projekt „Bergisches Freilichtmuseum“ weiterhin gute „Freilichtblicke“.“

Im BLICK·PUNKT



Förderverein
Bergisches
Freilichtmuseum

*Herrn
Dr. Jan Carstensen
Detmold*

Lieber Jan Cartensen,

die Leserinnen und Leser des FREILICHTBLICKs werden es mir nachsehen, wenn die Redaktion Dir diesen offenen Brief statt einer schwülstigen Laudatio in das fast so ferne Detmold schickt Zwei Jahre lang (sprich: vier FREILICHTBLICKE weit!) warst Du Mitglied unserer Redaktion und hast die Geburtswehen unserer Zeitschrift mit durchlitten. Wie bei jeder Führung im Museum und in jeder Unterrichtsstunde das Lachen nicht fehlen sollte, so erinnere ich mich gerne, eigentlich am liebsten, an die vielen Augenblicke in unserer Arbeit, in denen wir herzlich lachten, meist über unsere eigenen Gags.

Dabei kommt mir - verzeihe mir! - nachträglich in den Sinn, Dich mit dem entscheidenden Bindestrich im Namen unseres Bundeslandes zu vergleichen: Nordrhein " - " Westfalen. Du warst zu Hause in Lindlar und Umgebung, aber gleichzeitig auch immer eindeutig am Kennzeichen Deines Autos zu erkennen: „DT...“

Keine Sorge, niemand wird annehmen, daß Du vor ?.. Jahren bereits wußtest, daß Du zu Beginn des Jahres 1993 stellvertretender Leiter des Westfälischen Freilichtmuseums in Detmold würdest. Daß Du das Kennzeichen beibehalten hast, hatte sicher andere Gründe. Deine Bindestrich-Funktion hat das unterstrichen: Mittler zwischen scheinbar abgeschlossenen Welten im Bergischen Land zu sein. Als Reisender in Sachen bergischer Kultur hast Du viele Zusammenhänge oft klarer erkannt als wir, weil Du das Stückchen Distanz zu diesem Bergischen Land nicht aufgegeben hast.

Der Förderverein des Bergischen Freilichtmuseums ist Dir zu besonderem Dank verpflichtet, weil Du als hauptamtlicher Mitarbeiter und stellvertretender Leiter dieses Museums Maßstäbe gesetzt hast für eine unbürokratische und effektive Zusammenarbeit zwischen Förderverein und Museum. Dies für die Leser des FREILICHTBLICKS hervorzuheben, ist mehr als gerechtfertigt, sind sie es doch, die bei der Lektüre dieser Zeitschrift von der so gegründeten Zusammenarbeit profitieren.

So soll in Zukunft der Umschlag mit dem FREILICHTBLICK, abgeschickt von Lindlar nach Detmold, den Bindestrich bedeuten, den Du selbst dargestellt hast.

Die Redaktion

Annemarie Hagen

Neue stellvertretende Vorsitzende des Fördervereins.

Annemarie Hagen wurde 1944 in Lindlar geboren, wuchs in einem landwirtschaftlichen Betrieb auf und heiratete auch einen Landwirt. Ehrenamtlich tätig wurde Frau Hagen im Landfrauenverein, im Kreisagrarausschuß und im Bürgerverein Linde. Seit 1989 ist Frau Hagen Mitglied des Gemeinderats Lindlar.



„Am meisten wünsche ich mir mehr Akzeptanz der Lindlarer Bevölkerung, besonders der ‚Eingesessenen‘, für Aufgaben und Ziele des Bergischen Freilichtmuseums in Lindlar. Ich weiß, daß ein landwirtschaftlicher Betrieb nur noch fortschrittlich geführt werden kann, aber die Geschichte der Landwirtschaft muß lebendig bleiben, dazu bietet das Museum eine gute Möglichkeit.“

Heinz Dieter Grüsges

Von der Mitgliederversammlung im November 1992 zum Vorstandsmitglied des Fördervereins Bergisches Freilichtmuseum gewählt.

In Köln wurde Heinz Dieter Grüsges 1935 geboren. Nach dem 2. Weltkrieg begann er 1950 eine kaufmännische Lehre bei den Nord-West-Papierwerken in Lindlar, denen er 42 Jahre lang bis zur Pensionierung 1992 angehörte, später als kaufmännischer Leiter:

„Meine Großeltern stammen aus der Eifel, etwa 6 Kilometer von Kommern entfernt. Da ich zu dem Rheinischen Freilichtmuseum Kommern eine enge Beziehung hatte, habe ich mir gleich von Anfang an vorgenommen, ein Freilichtmuseum in Lindlar voll zu unterstützen.“



Unsere Autoren

Die Freundlichkeit, mit der so viele „externe“ Autoren den FREILICHTBLICK unterstützen, freut die Redaktion sehr. Auch dem Leser sollte nicht verborgen bleiben, um wen es sich im einzelnen bei den Verfassern handelt ...

Alfred Bartl, 69, aus Egern am Tegernsee studierte Gartenbau in Geisenheim, war Gartenbauoberrat in der Unteren Landschaftsbehörde des Rhein. Berg. Kreises, Leiter der Schulbiologischen Ausbildungsstelle und bis 1975 Obst- und Gartenbauberater des Rhein-Wupper-Kreises.

Dipl.-Ing. Dieter Schäfer, 43, geboren in Gummersbach, studierte Landespflege und Städtebau an der TU Hannover. Ebenfalls Landespflege an der TU Hannover studierte der in Regensburg geborene **Dipl.-Ing. Karlheinz Flinspach**, 48, während sein Kollege **Dipl.-Ing. Falke Wendebourg**, 53, Geburtsort Berlin, sein Studium der Geographie mit Städtebau sowie Raumordnung und Landesplanung an der TH Braunschweig und der TU Berlin absolvierte. Die drei Autoren sind als wissenschaftliche Referenten im Referat Umweltschutz/Landespflege des Landschaftsverbandes Rheinland in Köln mit den Arbeitsschwerpunkten Landschafts- und Naturparkplanung und Kulturlandschaftspflege tätig.

Marianne Frielingsdorf, 39, in Klause bei Lindlar geboren, gelernte Kinderpflegerin, zur Zeit Hausfrau und Mutter, hat aufgrund ihrer Natur- und Heimatverbundenheit viel Zeit in das Studium umfangreicher Fachliteratur gesteckt. Sie ist Leiterin des Arbeitskreises Botanik des Oberbergischen Naturschutzbundes und bietet regelmäßig naturkundliche Wanderungen an.

Dr. Bruno P. Kremer, 46, in Linz am Rhein geboren, studierte Biologie und Chemie an der Universität in Bonn, wo er 1973 promovierte. Seit 1974 ist Dr. Kremer in Forschung und Lehre an der Universität in Köln tätig. Er ist bekannt geworden durch zahlreiche

Veröffentlichungen zum Naturschutz und zur Landschaftspflege.

Andrea Peping, 26, in Lindlar geboren, aufgewachsen in Remshagen, studiert zur Zeit Germanistik und Geographie an der Universität in Bonn, war drei Jahre studentische Hilfskraft im Amt für rheinische Landeskunde. Sie hat trotz ihres Wohnsitzes in Siegburg die Beziehung zu ihrem Heimatdorf Remshagen nicht verloren.

Friedrich Schöbel, 36, in Prag geboren als Sohn einer sudetendeutschen Familie, studierte nach seiner Übersiedlung in die Bundesrepublik Deutschland Forstwirtschaft in Göttingen und ergänzte sein Wissen nach seiner Forstausbildung durch ein Ökologie-Studium in Essen. Herr Schöbel ist seit drei Jahren angestellt im Amt für Planung, Entwicklung und Umweltschutz der Gemeinde Lindlar und beschäftigt sich dort vorwiegend mit Objektplanungen und landschaftspflegerischen Begleitplänen.

Silvia Siebenmorgen, 38, in Bergisch Gladbach geboren, studierte in Bonn und machte ihre Ausbildung als Lehrerin für die Sekundarstufe I in den Fächern Biologie und Hauswirtschaft. Sie arbeitete seitdem als Angestellte beim St. Angela-Gymnasium in Wipperfürth, in der Psychiatrie und als Sprachlehrerin für Aussiedler. Seit 1990 ist sie als Abfallberaterin beim BAV angestellt und zur Zeit für die Gemeinden Lindlar und Engelskirchen zuständig.

ERRATA

zu Heft 2: „Ein Gang durch das Museumsgelände“ Teil 2, S. 17

Genau hingesehen hatte ein Leser des Freilichtblick Nr. 2 und festgestellt, daß die beiden Kaltblüter auf der Abb. Seite 17 falsch - zumindest für die Verhältnisse im Oberbergischen - angeschirrt waren.

Die Abbildung zeigt die Pferde im sog. Blattgeschirr, wie es bei der Arbeit in leichtem Boden und ebener Landschaft üblich war und ist.

Hier im Bergischen bei den schweren Bodenverhältnissen und hügliger Landschaft mußte ein Geschirr benutzt werden, das die Kraft der Pferde optimal zum Einsatz bringen konnte.

In der Ableitung der seit etwa 950 bekannten Kummetschirrung bildete sich für die Mittelgebirgslandschaft das sogenannte Hamengeschirr heraus, das oft noch mit einem Unterhamen benutzt wurde.

Ein Exemplar dieses Geschirrs kann im Restaurant des Schlosses Heiligenhoven besichtigt werden.

Dem aufmerksamen Leser vielen Dank für den berichtigenden Hinweis.

BE

zu Heft 4: „Die Bachstraße, . . .“

Abb. 3 ist seitenverkehrt

Abb. 7 Hier hätte die letzte Zeile der Legende sein müssen:

■ ■ □ Bebauung bis 1830, Urkataster

Seite 17, ab 9. Textzeile hätte es heißen müssen:

---- errichtete 1777 der Prokurator und spätere Bürgermeister Friedrichs, Vater des Bürgermeisters und Notar Friedrichs in welcher letzteren Amtszeit die denkwürdige Aktenvernichtung durch aufgebracht . . .

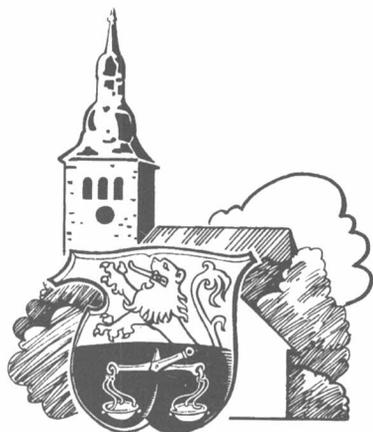
Fehler Nr. 3 ist - dies sei ehrlichkeitshalber erwähnt - nicht von der Druckerei Braun zu verantworten.

zu Heft 4: „Das Kriegerdenkmal ...“

In dem Beitrag von Karl Matthias Berg „Ein altes Kriegerdenkmal in neuer Umgebung“ in Heft 4, Jg. 1993 hatte der Satzkomputer uns ein Schnäppchen geschlagen. Versehentlich war die unkorrigierte Fassung auf Diskette gespeichert worden, die dann leider auch zum Druck gekommen ist.

Auf Seite 82 im 1. Absatz muß es richtig heißen: „Bei den abschließenden Schlachten vor Metz und in Ostfrankreich und endlich mit dem Einmarsch der deutschen Truppen in Paris wurde Frankreich vernichtend geschlagen.“

Versehentlich war hier von Verdun die Rede gewesen; diese Schlacht fand aber erst im I. Weltkrieg 1914/18 statt und war schrecklich genug, daß sie nicht noch einen Vorläufer im Krieg 1870/71 brauchte.



Ihr Freizeitziel.

Lindlar

im Naturpark
Bergisches Land

Familienfreundlicher Ferienort (30 km von Köln) mit Freizeitpark, 200 km Wanderwege, Grillhütten, Hallenbad mit Wasserrutsche, Abenteuerspielplatz, Jugendherberge, Planwagenfahrten, gemütliche Restaurants und preiswerte Unterkünfte.

„Ferien auf dem Bauernhof“, sowie Urlaub im Schloß möglich.

Verkehrsamt Lindlar · Postfach 1120 · 5253 Lindlar · Telefon 02266/9667

BERGISCHES FREILICHTMUSEUM
für Ökologie und bäuerlich-handwerkliche Kultur

Anschrift

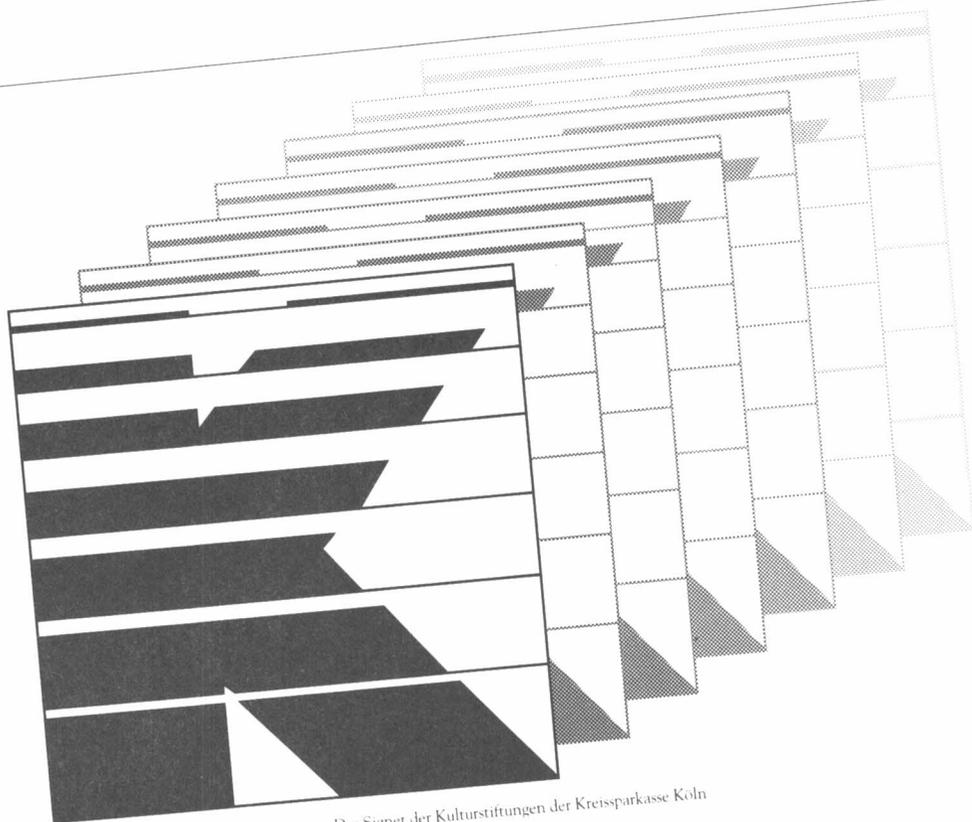
Pollerhofstraße 19-21, 5253 Lindlar 1, Telefon 02266/3314

**VEREIN DER FREUNDE UND FÖRDERER DES BERGISCHEN
FREILICHTMUSEUMS LINDLAR**

Anschrift Borromäusstraße 1, 5253 Lindlar 1

Vorstand: Dr. Ernst Zinn, Vorsitzender
Robert Wagner, 1. stellv. Vorsitzender
Annemarie Hagen, 2. stellv. Vorsitzende
Udo Huss, Schatzmeister

Werner Hütt, Schriftführer
Heinz Dieter Grüsges, Beisitzer
Erhard Nagel, Beisitzer
Konrad Heimes, Beisitzer



Das Signet der Kulturstiftungen der Kreissparkasse Köln

Wir kümmern uns um mehr

Die Kreissparkasse Köln und ihre Kulturstiftungen

Natürlich sind wir in erster Linie für die Wünsche unserer Kunden da. Aufgaben, denen wir uns mit aller Kraft und großem Erfolg widmen. Doch auch der Kulturförderung in unserer Region haben wir uns mit ganzem Herzen verschrieben. Bei edlen Vorsätzen möchten wir es deshalb auch nicht bewenden lassen: 1983 und 1984 gründeten wir drei Kulturstiftungen mit einem Kapital von insgesamt 22 Millionen Mark. Sie alle kümmern sich um die Kulturarbeit im Geschäftsgebiet der Kreissparkasse Köln. Knapp acht Millionen Mark haben die Kulturstiftungen bisher aufgewendet um

Traditionen zu bewahren. Musik, Literatur, darstellende Kunst sowie Heimatkunde und Denkmalschutz fördern wir im Kölner Umland. In Köln beschäftigen wir uns natürlich auch intensiv mit Heimatkunde und Heimatpflege. So unterstützt unser Haus seit Jahren das Händeschen-Theater, den Zoo und das Kölnische Stadtmuseum.

Uns macht die Arbeit viel Spaß. Doch viel wichtiger: Auf diese Weise können wir bei jung und alt das Interesse für die Kultur wecken und mit vielseitigen Angeboten aufwarten. Unser Engagement gilt nicht nur für Heute. Auch in Zukunft können Sie auf uns zählen.



Kreissparkasse Köln

Tradition und Zukunft

Gefördert von der Kreissparkasse Köln



DM 14,90